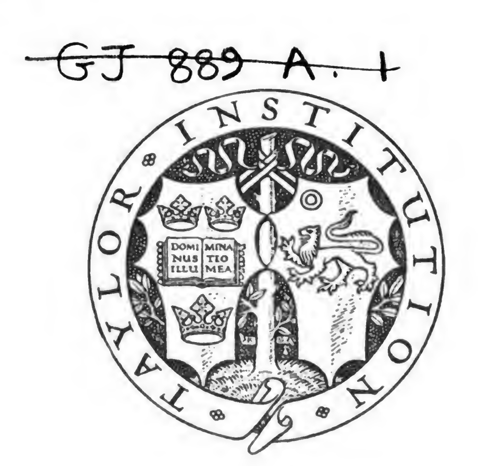

MEIN GRAB
GEDANKEN
und
ERINNERUNGEN
von
HEINRICH HANSJAKOB.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Heinrich Hansjakob.

Mein Grab.







Mein Grab.

Gedanken und Erinnerungen

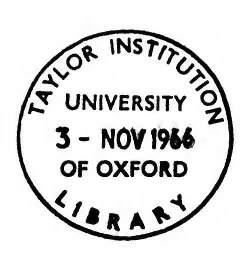
von

Heinrich Hansjakob.

Motto:
Das arme Herz hienieden,
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wenn es nicht mehr schlägt.
Salis.

Mit einem Titelbild von **Curt Liebich.**

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1905.



Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.



Den allermeisten Menschen wird es mit Recht ganz gleichgültig sein, wo ich dereinst begraben werde, und viele werden es gar als ein Stück Eitelkeit bezeichnen, daß ich von meinem Grabe rede und mir ein besonderes Grab zurichten lasse.

Ich habe aber jederzeit meine Bücher und Büchlein geschrieben ohne Rücksicht auf das, was andere Leute dazu sagen.

Ich schreibe, wie schon einmal gesagt, meine sieben Sachen zunächst für mich und zu meiner Unterhaltung und gebe sie in Druck, weil die Verleger sie begehren, ohne daß ich dabei ein reicher Mann werde.

Wer dann diese „Ichbücher“ gerne auch liest, mag es tun, und wer darüber schimpft, mag es auch tun. „Schwimm's oder sink's“ — was ich

schreibe, ich hatte dabei „meinen Traum", um mit Shakespeare zu reden.

Und wenn sonst bloß Fürsten und reiche Leute ihre Mausoleen bauen, so macht es auch einmal zur Abwechslung einem proletarischen Bäckersbuben ein Vergnügen, sich seinen Kirchhof im Leben anzulegen und niederzuschreiben, was er dabei erlebt und gedacht hat.

1.

Ein Mensch in meinem Alter muß, ob er will oder nicht, ans Sterben denken. Die Zahl der Lebensjahre, die vielen Gräber derer, die gleichalterig oder noch jünger gewesen, die bleichenden Haare, die sinkenden Kräfte — alles mahnt ihn an sein baldiges Scheiden von allem, was Leib und Leben, was Welt und Erde heißt.

Ich bin dieser Mahnung, an den Tod zu denken, seit einem Jahrzehnt redlich nachgekommen, vielleicht nur allzusehr. Die Erfüllung dieser unliebsamen Pflicht hat mir längst jede Lebensfreude geraubt. Ich komme mir tagtäglich, ja stündlich vor wie einer, der zum Tod verurteilt ist und einsam in seiner Zelle sitzt und ängstlich wartet, bis die Schergen kommen und ihn zur Hinrichtung führen.

Einem solchen Verurteilten wird's sicherlich nicht fröhlich zu Mute sein, auch nicht, wenn er vor seiner Zelle die Blumen blühen sieht und die Vögelein singen hört.

Weder Frühlingsluft noch Sommerlust wird ihn trösten können. Ja, je mehr die junge Welt vor seinem Fenster jubelt und singt, um so weher wird's ihm tun, weil es bald, gar bald für ihn hienieden keinen Sommer und keinen Frühling mehr gibt.

Demjenigen, welcher demnächst zum Tode geführt wird, ist die Winternacht mit Sturmgeheul lieber, als der lichte, helle Sommertag, der nur seine Todesschrecken beleuchtet und höhnisch ihm zuruft: „Dein Lebenslichtlein wird in Kürze ausgeblasen!"

Doch hat der zum Tod Verurteilte gar vieles vor den anderen Sterblichen voraus. Er braucht sich nicht allzuviele Tage mehr mit Todesgedanken abzuquälen und dann hat er sich nicht zu fürchten vor langen Todesqualen. In einem Augenblick, mit dem Schlage des Richtschwerts ist sein Leben entflohen und das Sterben überstanden.

Wir Menschen verwechseln den Tod vielfach

mit dem Sterben. Den ersteren als das Ende der irdischen Trübsal fürchte ich nicht. „Er tut," wie schon der weise Sirach geschrieben, „wohl dem Dürftigen und dem, der da schwach und alt ist und der in Sorgen steckt und nichts Besseres zu hoffen, noch zu erwarten hat."

Der Soldat, der bei Wind und Wetter Wache gestanden, freut sich, wenn die Ablösung kommt, und so auch derjenige, welcher sein Leben in Kampf und Stürmen verbracht hat.

Der schlimmere Feind ist das Sterben, das jahrelange Sterben, das langsame Hinsiechen, der stete Kampf zwischen Leben und Tod.

Der Heldentod, der Märtyrertod hat kein langes Sterben und nur kurze Qual. Er ist nicht so zu fürchten wie das gewöhnliche, alltägliche Sterben. Schon Goethe hat das mit den trefflichen Worten ausgesprochen: „Den Hausvatertod, den fürchtet jeder, selbst der Held."

Und wie richtig läßt er seinen Egmont sprechen: „Süßes Leben! Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! Von dir soll ich scheiden, gelassen scheiden, nicht im Tumulte der Schlacht, nicht im Geräusche der Waffen. Du

nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest mir nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deinen Wert noch recht lebhaft fühlen und dann erst mich losreißen und sagen: Fahre hin!" —

Nach meiner Ansicht hängen, abgesehen vom Glauben und Nichtglauben, die Angst vor dem Sterben und vor dem Tode, die Lust am Leben und die Sehnsucht nach dem Sterben, die Festigkeit und die Schwäche den letzten Dingen gegenüber ab von dem Stande unserer Gesundheit oder von der Art unserer Krankheit oder von unserer irdischen Lage.

Es gibt Kranke, z. B. Schwindsüchtige, die bis zum letzten Atemzug ans Leben glauben. Andere, wie Herzleidende, pflegt das Angstgefühl im Sterben gewaltig zu plagen.

Schwermütigen, nervenkranken Menschen, wie unsereinem, ist das Leben nur zu oft zur Qual, und sie schauen tagtäglich trübselig in die Zukunft.

Nervenstarke und darum lebensfrohe Leute denken, alt wie jung, selten an den Tod. Sie genießen in ihrer Art den Tag und die Stunde und lassen den Tod Tod sein, so lange er sie in Ruhe läßt.

In Reichtum und Behagen lebende Menschen werden den Tod mehr fürchten, als arme, in Kummer und Sorgen lebende Sterbliche.

Aber abgesehen von Krankheit und Gesundheit, von Reichtum und Armut, von starken und von schwachen Nerven, sind wir alle, wie die Schrift sagt, Knechte der Furcht des Todes, und ich finde es unbegreiflich, wie alt gewordene Menschen so in den Tag hineinleben können, ohne täglich und stündlich dessen zu gedenken, daß sie alt sind und ihre Lebensuhr am Ablaufen ist.

Und doch gibt es viele derartige Greise und Matronen, und ich selber hab' schon mehr als einen und eine gekannt und sie beneidet um ihre Lebensfreude im Angesicht des Todes.

Man heißt das einen schönen Lebensabend haben, wenn alte Menschen ohne Sorge für Speise und Trank und ohne viele Bresten im Frieden ihre Pfeife rauchen können, vor der Hütte sitzend, in der sie geboren wurden, oder ihren Kaffee trinken im Kreise ihrer Kinder und Enkel. Diese Großväter und Großmütter, die bei all dem schönen Lebensabend nie wissen, ob für sie die Sonne des andern Tages nochmals aufgeht, kommen mir all=

zeit als billige Denker und Denkerinnen vor, so sehr ich sie ob ihrer Gedankenarmut und ob ihrer Lebensfreude beneide.

Für alte und denkende Menschen gibt's meines Erachtens überhaupt keinen sogenannten schönen Lebensabend. Schön ist nur der Morgen des Lebens, die erste Jugendzeit. Je älter man wird, um so unschöner wird's, und alt geworden, finden vernünftige Leute höchstens nur noch den Umstand schön, daß dieses „schöne Leben“ bald zu Ende ist.

„Leben,“ sagt schon der alte Heide Seneca, „heißt kämpfen“, und je länger man gekämpft hat, um so mehr entleidet einem das Kämpfen. Aber wenn man glaubt, die Kämpfe hörten endlich auf, dann kommt erst der furchtbarste Kampf — der Todeskampf.

„Das Leben,“ sagt Jean Paul, „ist ein kurzer Dezembertag, unsere Freuden sind Halbheiten, unsere Erinnerungen Ruinen und unsere Jugend ein süßer Seufzer.“ Wenn selbst die Jugend nach diesen Worten nur ein Seufzer ist, was wird erst das Alter sein?

Ja, schwer, unendlich schwer lastet auf uns Adamssöhnen der Urteilsspruch des beleidigten

Gottes: „Verflucht sei die Erde um deinetwillen, Dornen und Disteln soll sie dir tragen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zur Erde zurückkehrst, von der du genommen bist.“

„Und Gott,“ sagt die hl. Schrift, „stieß Adam hinaus aus dem Garten der Wonne und stellte einen Cherubim mit flammendem, zuckendem Schwert vor den Garten, damit er bewache den Weg zum Baume des Lebens.“

Seit jener Stunde, da Gott also gesprochen, sterben wir, sterben jede Sekunde, jede Minute, von der ersten bis zur letzten, und der Baum des Lebens mit der Frucht der Unsterblichkeit ist uns hienieden verwehrt, und die Wonnen des Paradieses sind uns verschlossen, so sehr wir auch nach beiden verlangen, weil wir fühlen, daß wir für sie bestimmt sind.

Und je älter wir werden, um so näher sind wir dem Tode, und um so mehr verlassen uns die armseligen Wonnen dieses Lebens, und um so näher kommen die schmerzlichen Vorboten des Todes.

Und wie bald sterben wir, wie kurz ist das Leben auch des alt gewordenen Menschen gewesen!

Wie schnell sind vergangen seine Tage und seine Jahre!

Tagtäglich erfüllt sich das Wort des Psalmisten: „Frühzeitig, dem Grase gleich, geht der Mensch fort. Er blüht am Morgen und welkt am Abend dahin."

„Wir vergehen ja durch deinen Zorn und durch deinen Grimm erbeben wir. Denn alle unsere Tage schwinden dahin, und wir vergehen durch deinen Zorn. Unsere Jahre werden erachtet wie Spinnengewebe. Wir vollenden unsere Jahre gleich wie einen Seufzer."

„Die Tage unserer Jahre sind siebzig Jahre und wenn mit Kräften achtzig, und darüber hinaus ist Mühsal und Schmerz, weil Schwäche kommt, und wir werden hinweggerafft."

Wenn die Offenbarung es uns nicht sagte, daß ein Fluch, ein Zorn auf uns ruhe, der uns, obwohl die höchsten Geschöpfe, zu den unglücklichsten macht, — das irdische Leben mit seinen Leiden und Schmerzen und der Tod mit seinen Ängsten und Qualen würden es uns tagtäglich lehren.

Und man muß sich wundern, wie wir Menschen angesichts der Leiden und Qualen, die uns täglich an andern vor Augen stehen und stündlich auch

uns bedrohen können, auch nur eine Stunde uns glücklich fühlen mögen.

Ja, der Zorn Gottes ruht schwer auf uns. Dazu quälen wir uns noch selber, und die Bosheiten und Greueltaten, die Leiden und Schmerzen, welche die Menschen sich selbst zufügen, sind unbeschreiblich. Sie bilden ein Meer, das durch alle Jahrtausende der Menschheit sich hinwälzt.

Daneben lauert ein Heer von Krankheiten beständig auf unser leibliches Leben, und wir sind keine Minute sicher vor ihrem Überfall.

Den Krankheiten schließen sich die Elemente der Natur an. Sie alle hassen uns und benützen jede Gelegenheit, uns zu schaden.

Die Tierwelt, die wie alle Kreatur seufzt unter dem Fluch, den der Mensch hervorgerufen, sie haßt uns ebenfalls und schädigt den Verderber der Schöpfung, wo und wie sie kann.

Kein Blümlein lacht uns an, wenn wir recht schauen, und tiefe Schwermut blickt aus den Augen der Tiere, und über die ganze Natur geht selbst im Frühlingsschmucke und im Sonnenschein, wie schon der Philosoph Schelling so richtig gesagt hat, ein Zug der Melancholie.

Nur der Mensch, der oberflächliche, er meint, es sei schön dieses Leben, weil bisweilen für Augenblicke und Stunden einige Tropfen Freude in den Riesenozean von Leiden und Schmerzen, von Not und Tod fallen.

Der denkende Mensch aber, der in die Tiefen des Lebens blickt, dem vergeht die Freude am Leben. Ihm kommt es, namentlich wenn er alt ist, vor, als ob es sich nicht mehr der Mühe lohne, sich am Abend aus- und am Morgen anzuziehen.

Wir sind töricht, wenn's Leben noch steigt,
Und müde und trübe, wenn's abwärts sich neigt.

Deshalb schreibt schon der Prediger im Alten Testamente: „Mich verdroß mein Leben, weil ich sah, daß alles böse sei unter der Sonne und insgesamt Eitelkeit und Geistesqual." Und er fügt hinzu: „Besser ist der Tag des Todes als der des Geborenwerdens."

Warum verdrießt uns das Leben? Weil leben — leiden heißt. Wäre das Leben eine Freude, so könnten wir den Gedanken an den Tod gar nicht ertragen. So aber hat der Tod, wie schon Schopenhauer sagt, „das Gute, das Ende des elen-

den Lebens zu sein, und wir trösten uns über die Leiden des Lebens mit dem Tode und über den Tod mit den Leiden dieses Daseins."

Doch ein Gutes hat die Nähe des Todes im Alter. Man wird gleichgültig gegen alle Schikanen, wie gegen alle Liebkosungen des Erdenlebens. Titel, Ehren, Würden, Geld und Gut werden vernünftigen alten Menschen ebenso gleichgültig sein wie die Schicksalsschläge aller Art.

Man sagt sich: Es ist nicht mehr der Wert, sich zu freuen, aber auch nicht, sich zu kränken. Das Lied und das Leid sind ja doch bald aus.

Und noch einen Segen hat es: Man kann ungenierter die Wahrheit sagen; denn man denkt: „Schaden kann's dir nicht mehr viel!"

So hat das Alter neben seinen vielen Schattenseiten auch eine Lichtseite. Aber diese eine Lichtseite hilft nicht über die Todesangst hinweg. Und diese Angst ist es, die beweist, daß der Tod bei uns nicht Natur, sondern Strafe ist.

Leben, leben und nicht sterben, das ist das Verlangen unserer innersten Natur, und deshalb lassen wir uns schneiden und sägen und sengen und brennen, um das Leben zu erhalten. Und

der zitternde Greis am Stabe, der Krüppel an der Krücke, der Bettler vor der Türe, der Blinde und der Lahme, sie alle wollen leben und nicht sterben.

Darum ist die größte Strafe, die man dem Menschen antun kann, der Tod und seine größte Angst die Todesangst.

Deshalb ist auch der Selbstmord Unnatur und ein Zeichen von Abnormität, und Lebensüberdruß, wie unsereiner ihn hat, ist Krankheit.

Und weil der Tod eine Strafe ist für die Adamskinder, stirbt der Mensch auch am schauerlichsten von allen Geschöpfen.

Wie still stirbt der Tag und versinkt er in die Nacht, wie leise rinnt das Bächlein im Tod und wie sanft neigen die Blumen und das Vöglein sich zum Sterben. Wir Menschen allein sterben qualvoll und angstvoll und röchelnd und stöhnend, sterben wie Verbrecher. —

Das sind so meine Gedanken, die Gedanken eines alten Mannes vom rein menschlichen Standpunkt aus über den Tod. Sie sollen naturgemäß die Einleitung bilden zu den Gedanken an meinem eigenen Grabe.

Es liegt nahe, daß Leute, die, wie unsereiner, nur zu oft ans Sterben denken, sich zum voraus auch schon mit dem Grabe beschäftigen, d. i. mit jenem schauerlichen Ort, an welchem der Tod sich zum Verderben aller organischen Wesen mit der greulichsten Furie verbindet, mit der Verwesung.

Gegen diese Furie ist ihr Verbündeter und Lieferant, der Tod, noch ein wahrer Gentleman. Er gibt seinen Opfern gar oft noch etwas Friedliches, Verklärtes und macht sie noch schön, selbst wenn alles Leben aus ihnen geschwunden ist.

Aber die Verwesung ist der greulichste der Greuel, so greulich, daß es ein wahres Glück ist, daß der Anblick ihrer entsetzlichen Arbeit den Lebenden erspart wird, so greulich, daß es keinen Menschen gelüstet, ihr Werk zu sehen.

Ja, das Grab, als der Wohnsitz der Verwesung, ist der Ort der furchtbarsten Verdemütigung des stolzen Menschen, weil es die Stätte ist, die dunkle, finstere, in der sein allzeit geliebter Leib in grauenvollster Art verarbeitet wird bis zum Staube.

Es gibt nur ein Grab, in das wir ohne Schauer blicken können, es ist das Felsengrab des Auferstandenen. Sein Grab ist der armen Menschheit darum ein heiliges geworden, und vor unzähligen heiligen Gräbern kniet am Charfreitag die Christenheit in liebender und dankbarer Erinnerung an den, der allein imstande war, die Schrecken des Grabes und der Verwesung in uns zu mildern. —

Sich sein eigenes Grab bei Lebzeiten bauen und hineinschauen in diese Höhle eigener Verwesung, dazu bedarf es keiner Tapferkeit und keines Heldenmutes und keiner besonderen Glaubensstärke; dazu braucht man nur zu bedenken, daß die ganze Erde ein einziges Grab ist.

Wohin wir schauen auf der weiten Erde und auf dem unermeßlichen Gebiete der Natur — überall sehen wir ein ewiges Werden und ein

ewiges Sterben und ein ewiges Begrabenwerden. Die Nacht begräbt den Tag, der Tag die Nacht, und Tag und Nacht ist die Natur an der Arbeit, Neues zu schaffen und Altes zu begraben.

Zu Wasser und zu Land, auf Bergen und in Tälern, auf Wiese und Heide, in Feld und Wald, überall wird begraben, tagtäglich und stündlich begraben. Selbst im Frühlingsschmuck ist die Erde nichts anderes, als ein großes, mit Blumen und Blüten geschmücktes Grab. Die Blümlein duften und die Vöglein singen über den Gräbern derer, die vor ihnen geblüht und gesungen haben.

Und weil die Erde ein Kirchhof, ein Begräbnisplatz ist, schaut sie, wie schon gesagt, melancholisch aus, selbst in ihrer Blumenzeit.

In diesem großen Kirchhof sich nun ein eigenes Plätzchen sichern, sich einen kleinen Kirchhof, ein Häuschen für die Totenzeit bauen, halte ich für viel vernünftiger, als sich eine Villa erwerben für kurze, flüchtige, alte Tage.

Als ich noch etwas jünger war, vor zehn und mehr Jahren, da trug ich mich oft mit dem Gedanken, auf irgend einem Hügel rings um Hasle mir ein Häuschen zu bauen und darin in freien



Zeiten zu leben. Aber damals fehlten mir die Mittel zu solch einem Bau, und heute lohnt sich dazu die Mühe und das Geld nimmer.

Was sich aber lohnt, ist die Herrichtung einer Grabstätte, die man Jahrhunderte lang bewohnen darf, die einem niemand nimmt, und in die kein anderer Mensch einzieht und einen daraus verdrängt.

Wer aber solch eine ideale Grabwohnung haben will, muß sie sich selber bauen. Eine solche ist auch nicht zu finden auf einem allgemeinen Kirchhof, der nach vielen Jahren selbst stirbt und eingeht, oder auf dem, auch wenn er fortbesteht, die Grabstätten der Zeit weichen müssen.

Ich will einen Kirchhof haben, der mir allein gehört, und für dessen Fortexistenz ich sorge durch eine Stiftung.

Nachdem nun im Sommer 1902 die Kapelle auf dem Hügel bei Hofstetten fertig war, beschloß ich alsbald mit kirchlicher und staatlicher Genehmigung, mir im Anschluß an das kleine Waldkirchlein eine eigene Grabstätte zu errichten.

Ich bin allzeit gerne ein Einsamer gewesen, und es widerstrebte mir stets der Gedanke, auf einem Friedhofe, der Hunderte oder gar Tausende

von Gräbern zählt, ruhen zu müssen. Drum hatte ich, ehe meine Kapelle zum Leben erstanden, den kleinen Kirchhof des Dörfchens Hofstetten als Ruhestätte auserwählt.

Jetzt aber gab es Gelegenheit, allein, ganz allein auf luftiger Höhe zu schlafen, und das war mir ungemein lieb und reizvoll.

Ich übersetzte mir gleich frei die Worte des Dichters Freiligrath:

Auf einem Berge begraben,
Das muß wohl köstlich sein,
Wo die Wolken sich laben
Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben tut der Himmel
Die gold'nen Pforten auf. —

Alsbald ging ich ans Werk und bat den Baudirektor Meckel, der die Kapelle gebaut, mir auch einen kleinen Kirchhof, an dieselbe sich anschließend, zu entwerfen. Große Meister sollte man eigentlich nicht mit Kleinigkeiten plagen, aber in meinem Falle konnte und wollte ich nicht anders. So stammt auch meine Grabstätte, ein Kirchhof in

kleinem Format, von Meisterhand und reiht sich wie ein Guß in reizvoller Lösung der Kapelle an.

Der Winter 1902/3 ging vorüber, bis der Entwurf fertig war, denn Altmeister Meckel hatte noch viel Wichtigeres zu tun, als Kirchhöfchen zu entwerfen für alte Sonderlinge und ehemalige Bäckerbuben.

Während dieser Zeit kam eines Tages ein Mann in meine Stube und bot mir einen Abguß der Pieta des berühmten Würzburger Holzschneiders Riemenschneider († 1531), die in einer Sammlung zu Würzburg sich befindet, zum Kaufe an.

Diese Pieta, den toten Heiland darstellend, von Johannes gehalten und von seiner Mutter beweint, sagte ich mir sofort, muß dein Grab schmücken — und ich kaufte die trefflich gefaßte Kopie alsbald.

Der große Meister Tyllmann Riemenschneider ist auch sonst mein Mann. Er war, obwohl ein Künstler von Gottes Gnaden und Ratsherr zu Würzburg, allzeit ein geldnötiger Burger. Aber dabei war er voll Freiheitssinn nach oben. Er trat stets für den „gemeinen Mann“ und

für „die armen Burger“ ein, und im Bauernkrieg stand er auf Seite der Bauern und wurde dafür eingekerkert. —

Bis das Frühjahr kam, stellte ich sein Bildwerk auf meinen Schreibtisch in der Karthause und betrachtete es gar oft und ernstlich als das Vorbild und die Mutter meines Grabschmuckes.

Und als es Frühjahr geworden war, ging ich hinaus in die Freiburger Vorstadt, die da heißt „der Stühlinger“, und suchte einen Mann auf, der mit Steinen handelt, so man zu Bildwerken gebraucht, mit Marmor- und Seifensteinen (Savonières).

Marmorstein gebührt den Fürsten der Macht, des Geldes und des Geistes. Da unsereiner in keiner Weise etwas Fürstliches an sich hat, noch viel weniger mit den oben genannten dreifachen Fürsten verwandt ist, so geziemt ihm als Grabdenkmal sicher kein Marmor.

Aber der Steinmann im Stühlinger zeigte mir einen Zwischenstein zwischen Savonières und Marmor. Er heißt Tercé nach dem Orte, wo er gewonnen wird, und kommt aus der Nähe der französischen Stadt Poitiers. Von diesem Stein

kaufte ich, und es wurde mir von einem gewaltigen Block ein Stück abgesägt um den Preis von 180 Mark.

Vom Stühlinger aus hat man einen schönen Blick auf die Vogesen, und der Frühling des Jahres 1903 schaute lockend und belebend über diese Berge, als ich den Totenstein kaufte.

Unfern davon waren zu gleicher Zeit die Steinhauer schon beschäftigt, die Steine zu meiner Kirchhofmauer und zum Kirchhofportal herzurichten.

Ich besuchte sie an diesem Tage und an vielen kommenden. Jede Woche fuhr ich einmal hinaus auf den Werkplatz des Steinhauermeisters Treiber, eines richtigen Württembergers aus Hofen bei Cannstatt, und betrachtete die fertigen Steine und schaute einige Zeit zu, wie die roten Sandsteine aus der Pfalz bearbeitet wurden.

Alle diese Steine betrachtete ich mit einer gewissen Andacht. Sie sollten ja in nicht ferner Zeit meine nächsten Nachbarn sein und Tag und Nacht, bei Wind und Wetter, vielleicht jahrhundertelang die kleine Spanne Erde umfassen, unter der ich ruhen und modern soll.

Ich dachte mir dabei auch, daß sie es besser hätten, als ich, der im Dunkel der Erde Begrabene. Sie sehen das Licht des Tages. Über ihnen glänzt in stillen Nächten der Mond, und sie werden von den Sternen gegrüßt, unsereinem aber widerfährt das nie und nimmermehr. —

Wenn man das Leben eines Menschen beschreibt, so geht man möglichst ins Detail, und dasselbe muß man meines Erachtens auch tun, wenn man die Geschichte eines Baues schildert und wenn es nur ein Kirchhöflein wäre.

In der Urkunde eines Baues stehen in der Regel neben der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, die ja nirgends fehlen darf, die Werkmeister, aber nie ihre Gesellen, und doch haben diese, wie das gemeine Volk überall, den Löwenanteil an der Arbeit.

Oft, wenn ich eine alte Mauer abbrechen sehe, denke ich mir jeweils, wer und woher mögen die Maurersgesellen gewesen sein, die vor vielen, vielen Jahren hier Stein auf Stein gefügt haben.

Deshalb nenne ich die Mannen, welche die Steine bearbeitet haben, die mein Grab umschließen werden. Es sind dies die Steinhauer-

gesellen Josef Rost von Bischweier bei Rastatt und J. Baptist Meier von Stetten bei Haigerloch im Lande der preußischen Schwaben. —

Den Block von Tercé ließ ich in die Schloßbergstraße führen und im Hofe des Bildhauers Dettlinger, der den großen Cruzifixus an meiner Kapelle und den Altar in derselben gefertigt, abladen.

Hier machte sich nun des Meisters erster Gehilfe, Heinrich Hörner von Baden-Baden, ein stiller, fleißiger Mann, an den welschen Block und schlug in mehr denn hunderttägiger Arbeit die Figuren Riemenschneiders in Brutto-Gestalt aus dem Block heraus, worauf der Meister Dettlinger den letzten Meißel an das Kunstwerk anlegte. —

Als in Freiburg die Sache im Gang war, fuhr ich ins blütenreiche Kinzigtal — es war im Maimonat — und „verakkordierte“ dem Brandenburger Golnik, der die Kapelle gebaut, auch die Maurerarbeit für den Kirchhof. —

Für den Tod war nun alles im Gang. Darum dachte ich auch wieder ans Leben und trat am 3. Juni meine „Sommerfahrten“ an, hoffend, es würde bis zu meiner Rückkehr die Grabstätte Leben und Gestalt gewonnen haben.

Oft aber dachte ich auf der Reise, was für ein kurioser Mensch ich sei, der noch in die weite, lachende Sommerwelt fahre, während andere Leute an seinem Kirchhof arbeiten.

Aber sind wir Menschen nicht alle solch sonderbare Geschöpfe und fahren, reiten und spazieren, singen und jubeln und tanzen und springen, während jeden Augenblick der Tod hinter uns dreingeht und ebenso emsig an der Arbeit ist, uns dem Grabe zuzuführen, wie wir emsig darauf bedacht sind, das Leben zu erhalten und zu genießen?

Und was ist dies Leben eigentlich anders als ein steter Kampf mit dem Tode? Um dieses Kampfes willen essen und trinken wir, und seinetwillen ist unsere erste und wichtigste Sorge die ums tägliche Brot.

Aber alles ist umsonst; der stete Sieger in diesem Kampfe ist und bleibt der Tod, der uns unaufhaltsam vorwärts treibt auf dem Wege zum Grabe. Aber weil an diesem Wege einige Blumen stehen, die wir pflücken können, vergessen wir so gerne die Richtung des Weges.

3.

Bei meiner Rückkehr waren die Steine zum Kirchhof fertig, auch die zu dem kleinen Portal, das in das Heiligtum des Todes führt. Es waren dieser Steine so viele, daß sie mehr als einen Eisenbahnwaggon füllten. Sie hätten gereicht zu einer kleinen Villa; aber wozu eine solche für einen alten, kranken Mann!

Am 2. August 1903 fuhr ich mit Baudirektor Meckel ab, um die Arbeiten an meiner Ruhestätte zum erstenmal zu besichtigen.

Es war Sonntag, ein heller, warmer Sommersonntag, als wir mit der Sekundär-Bahn Denzlingen-Elzach das Tal der Elz hinauffuhren.

Wenn man eine Totenstätte besuchen will, pressiert's nicht, und wem's nicht pressiert, der nehme nur eine Sekundär-Bahn.

Da haben die Bureaukraten des Eisenbahndienstes, deren ganzes Tun ja allzeit als geistvoll und praktisch anerkannt wurde, bestimmt, eine Sekundär-Bahn dürfe nicht so schnell fahren, wie eine erstklassige.

Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen über diese Bestimmung, warum ein kleiner, leichter Zug mit entsprechender Maschine langsamer fahren soll, als ein großer und schwerer. Und ich konnte keinen vernünftigen Grund finden. Glauben aber kann ich nicht, es geschehe deswegen, weil auf den Primär-Bahnen vorzugsweise die großen Herren, die Fürsten, die Könige und die übrigen von den oberen Zehntausenden, ferner die Geldprotzen und die en gros Geschäftsreisenden fahren, auf den Sekundär-Bahnen dagegen meist nur Bauern und anderes gemeines Volk.

Die ersteren befördert man tatsächlich mit Schnellzugsgeschwindigkeit, bei den Sekundärbahnen aber müssen die Leute mit Eselsgeduld warten, bis sie an Ort und Stelle sind.

Wenn ich ein sozialdemokratischer Agitator wäre, ich würde die Arbeiter und die Bauern für mich zu gewinnen wissen lediglich unter Bezug-

nahme auf ihre Beförderung in den Lokalzügen und auf den Sekundär-Bahnen.

Ich bin auch überzeugt, daß dieser Zopf dauern wird bis zu den Tagen der kommenden sozialen Revolution, die lehren wird, daß auch für den gemeinen Mann Zeit Geld ist.

Wenn es mir nicht jeweils eine Lust wäre, von Elzach aus mit dem Wagen über die Wasserscheide zwischen Elz und Kinzig zu fahren und alte Erinnerungen aus der Jugendzeit zu wecken, ich würde diesen Schneckenzug ins Elztal nie benützen.

Nach vielem Halten und langem Fahren waren die fünf Wegstunden bis Elzach zurückgelegt, und ich war herzlich froh, diesem Zug entrinnen und in den Wagen steigen zu können, den mir der Rabenwirt Fackler von Hasle herübergesandt hatte.

Aber der Kutscher ist nicht mehr der originelle Sepp, von dem ich anderorts erzählt. Der Sepp hat jetzt einen Ruheposten bei einem Arzt. Sein Stellvertreter, ein junger, stiller Mann aus dem gleichen Kirchspiel wie der Sepp, ruft mir, da ich nach seiner Herkunft frage, Erinnerungen an meine Knabenzeit wach. Auf dem Weg zur Stätte meines Totseins läßt er in mir aufleben die

Fülle der Jugendtage. Seine beiden Großväter hab' ich gar wohl gekannt. Der mütterliche war der Eblisbur, ein treuer Kunde meiner väterlichen Wirts- und Bäckerstube.

Sein Hof stand oberhalb des „Williger Kirchenwalds“ im Schatten der „Schornfelsen“, und der Bur gab allzeit den Naturfreunden von Hasle, die in der Frühjahrszeit seinen Hof passierten, um von den Schornfelsen hinab ins herrliche Land zu schauen, gratis Speck und Kirschenwasser.

Der väterliche Großvater meines Fuhrmanns zur Grabesstätte war der Dorfweber Hämmerle von Willer, auch ein regelmäßiger Besucher meines Vaterhauses in meiner Knabenzeit.

Er trug, der alte Weber, im Gegensatz zu allen Bauersleuten seines Kirchspiels, nie Volkstracht, sondern Herrenmode, die er aus der Fremde mitgebracht, einen langen blauen Rock und einen Zylinder, und machte darin die vollendete Figur eines alten Staatsrats.

Er erzählte oft, wie er, der Sohn eines armen Schweinetreibers, siebzehnjährig anno 1806 hätte Soldat werden sollen, lediglich weil er ein armer Teufel war.

Er flüchtete deshalb ins Elsaß, wurde erst Bauernknecht und dann Weber.

Das Heimweh trieb ihn nach Jahren in den Schwarzwald zurück. Als Deserteur verhaftet, entfloh er dem ihn transportierenden Häscher abermals und kehrte während des Trubels beim Schluß des napoleonischen Dramas unbehelligt heim.

Der Weber Hämmerle war in seinem idyllisch gelegenen Dörflein der nächste Nachbar des „kritischen Murers," den ich in meinem Buche „Wilde Kirschen" geschildert. So lebhaft und krakehlig der Murer war, ebenso still und vornehm zeigte sich der Weber.

Mir ist er nicht bloß in der Erinnerung aus der elterlichen Stube, sondern auch deshalb, weil er mir mit seinem Weberbaum oft den Takt schlug zu jenen fröhlichsten Stunden meiner Knabenzeit, da ich mit der Mutter zu einer Bauernhochzeit nach Willer gehen durfte.

Vom Eingang ins Dörfchen bis hinauf zum Wirtshaus zum Engel schlug der Weberbaum an mein Ohr und in mein kinderseliges Herz. Ebenso gab der alte Weber den Takt zum Ab=

schied, wenn ich am Abend glückselig wieder Hasle zuwanderte.

Und heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, erinnert mich sein Enkel, da er mich an die Stätte meines Todes fährt, an all die einstige Fröhlichkeit meines jungen Lebens, in die der Weberbaum des Großvaters hineintönte wie eine Ave-Glocke in den jungen Sommermorgen. —

Eben läutete der Hirtenbub auf dem Hernehof die zwölfte Mittagsstunde, als wir auf der Höhe anlangten. Die Sonne glänzte auf den hellgrünen Föhrenzweigen, Fingerhut und Heidenröslein blühten am Wege, aus den Himbeerstauden blickte die rote, süße Frucht und dazwischen gaben Silberdisteln ihren hellen Schein.

Ringsum grüßten die Berge des Kinzigtales mit ihren dunkelblauen Häuptern, und die Heidburg hob melancholisch und doch verklärt sich ab von dem hellgrünen Heideland.

Es war gar zu schön für eine Fahrt zum Grabe. Und doch, wie der Mensch auch in jungen Jahren und in glücklichen Stunden unaufhaltsam dem Tode zueilt, so trabten die Pferde, wie Rosse des Zeitgottes Saturn, eilenden Schrittes über

die Höhe hin und hinab ins Tal, wo die Kapelle steht und hinter ihr schon gegraben ist — mein Grab.

Es ist ein Uhr, da wir vor den „drei Schneeballen“ anhalten. Jörg, der Wirt, empfängt uns mit einer Miene, als ob ich zur Hochzeit gekommen wäre und nicht um des Todes willen.

Eine Stunde später, und ich konnte zum erstenmal in meine Gruft schauen. Der Kirchhof war in den Fundamenten angelegt und das Grab bereits ausgehöhlt, aber mit harter Mühe. Denn es zeigte sich bis tief hinunter eitel Felsgestein, das nicht gesprengt werden durfte wegen der Nähe der Kapelle.

Drum hatten es die Italiener des Golnik mit Pickel und Scharfeisen losgeschlagen, Stück für Stück bis in eine Tiefe von mehr denn drei Meter.

Die Gesellen waren nicht da, weil es Sonntag war, wohl aber ihr Meister, dem der Baudirektor Weisungen gab, wie es weiter gehalten werden sollte.

Da das Grab ein Felsengrab geworden ist, muß das Tagwasser, das der Regen des Himmels in die Erde schickt, von der zukünftigen Leiche ab-

gehalten und deshalb die Gruft überwölbt werden. Auf das Gewölbe soll dann Erde kommen und eine Grabeinfassung, zwischen der die zukünftigen Grabesblumen blühen werden.

Damit aber die Leiche unter das Gewölbe gebracht werden kann, wird außerhalb des Portals des Kirchhofes ein Eingang in die Gruft vorbereitet und der tote Mann von außen in die Gruft geschoben.

So kann man den innern Kirchhof und das Grab in ihm jetzt schon völlig herstellen, weil beide mit dem Begräbnis nichts mehr werden zu tun haben.

Während das alles besprochen wurde, meinte ich, es ginge mich gar nichts an, und ich mußte mich immer wieder erinnern, daß es sich um meinen Leichnam handle, dessen Wohnung da bereitet werde.

Und bei diesem Erinnern schaute ich dann ernst in die Felsenhöhle hinunter und dachte an des Dichters Worte:

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.



Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schoß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Und dann schlich ich, während der Baudirektor dem Baumeister noch seine Wünsche wegen der Gruft des weitern auseinandersetzte, leise in die Kapelle, um für den armen Toten zu beten, dem man hier sein Bett zurichtet.

Ich fand in dem Kirchlein zwei Beterinnen, alte Hofstetterinnen. Die eine ist die Schwester des Steinklopfers Felix, eines Kollegen des Gotthard auf dem Bühl. Sie erinnerte mich indirekt an diesen, der im vergangenen Jahre aus dem Leben schied, indem er selbst Hand an sich legte.

Auf einem Zettel, den er geschrieben, ehe er den furchtbaren Schritt tat, bat er noch um ein christliches Begräbnis, da er allezeit ein närrischer Mann gewesen sei, dem man seine Tat nicht so schlimm auslegen könne.

So ward er in Ehren begraben, und ich dachte in meiner Kapelle auch des armen, originellen Menschen, den ich allein verstand und allzeit in Schutz nahm, weil ich weiß, was Nervenleiden heißen, und weil ich selber in vielen Dingen ein närrischer Mensch bin.

Die zweite Beterin war das greise, abgehärmte Weib des Hofstetter Waldhüters, eines armen, schmerzgeplagten Mannes, dem ich, als ich noch besser gehen konnte, oft auf seinen Waldgängen begegnete. Er trug das Gesicht meist mit einem Tuch verbunden und rauchte zum Trost seine Pfeife.

Die zwei greisen Frauenspersonen beteten, vor mir in einem Stuhle knieend, mit einer Andacht und einer Glaubensfülle, daß ihre alten, faltenreichen Angesichter glänzten, wie von überirdischem Lichte verklärt.

Wenn, so dachte ich, nur diese zwei Menschenseelen hier oben, in solche Andacht versunken, beten würden und dann niemand mehr, so wären diese zwei allein es wert, daß du die Kapelle gebaut hast.

Aber auch das sagte ich mir: Wenn du den

kindlichen Glauben und die Gebetsglut dieser von Ergebung strahlenden armen, alten Frauen hättest, so wärest du sicher der schwarzgallige Mensch nicht. Und ich beneidete die zwei um ihr inneres Glück, wie ein totkranker Millionär einen gesunden Bettler.

Als ich aus dem Kirchlein trat, standen außen einige Kinder von Hasle, die da heraufgestiegen waren, um, wie mir ein kleiner Knabe auf mein Befragen antwortete, „die Kapell' vom Hansjakob" zu „b'schaue".

Aber keines der acht- bis zehnjährigen Kleinen kannte — ein Beweis, wie selten ich in den letzten zehn Jahren nach Hasle kam — den Hansjakob. Ich aber kannte noch ihre Urgroßeltern.

Ich öffnete den kleinen Haslachern die Türe zum Heiligtum und schaute, bei den drei Birkenbäumen vor demselben stehend, hinab ins sonnenbeglänzte Tal, an dessen Ende das Städtchen liegt, in welchem ich ins Leben trat.

Eben hatte ich die Stätte besehen, die ich beziehen werde, wenn dieses Leben zu Ende ist und ich ein toter Mann bin.

Wie kurz kommt mir die Zeit vor, die ver-

gangen ist von den Tagen an, da ich als lebensfroher Knabe auf und in den vor mir liegenden Fluren, Matten, Hügeln, Bergen und Wäldern die Jugendseligkeit verlebte — bis heute, wo ich als lebensmüder, matter Greis an meinem Grabe stehe!

Aber das Bewußtsein, im Tode zurückkehren zu können in das Stückchen Erde, auf dem mein Jugendleben sich abspielte, das erfüllte mich heute mit süßem Behagen.

So war es allgemein in der guten alten Zeit, in der die Liebe zur Heimat und zur heimischen Scholle noch in den Menschen lebte und wirkte. Wer das Elternhaus verließ und in die Fremde zog, tat dies mit der trostvollen Sicherheit, daß er eines Tages wieder heimkehren, in der Heimat weiter leben und auf dem heimischen Kirchhofe dereinst begraben werde.

Heute ziehen die Menschen leichten Herzens von daheim fort und leben und sterben in der Fremde ohne jede Sehnsucht nach der Heimat.

Unsere Zeit und ihre Gesetzgebung hat sie ja heimatlos gemacht, und der Kampf ums bessere Dasein und die Lust nach dem Genusse des Weltlebens hat sie fortgetrieben in die kalte, herzlose

Großstadt, wo sie untergehen, gar oft in Not und Elend.

Da lob ich mir die Chinesen. Sie leben in Unzahl in Kalifornien, lassen aber alle ihre Leichen über den stillen Ozean ins heimatliche Reich zurückbringen, auf daß sie den letzten Schlaf schlafen können unter der Scholle, auf der sie geboren wurden.

Meine Scholle schaute heute, obwohl sonnenbeglänzt, fast ebenso melancholisch zu mir herauf, wie ich auf sie hinab.

Ihre diesjährige Blütezeit ist auch wieder dahin. Die zahllosen Blumen, die der Frühling ins Leben gerufen, sind gestorben. Die Ernte von den Fruchtfeldern, auf denen die Halme lustig spielten im Sommerwind, ist auch daheim in den Scheunen, und die Halme sind tot. Die Vögelein, die im Frühling gejubelt in Wald und Hurst, sind stille geworden, und ihr Gesang ist verstummt.

Herbstlich malt das Sonnenlicht seine Farben auf Berg und Tal, und durch diese farbigen Bilder hindurch schaut schon der Tod der Natur, der Winter.

Sie wehrt sich, die große Lebensspenderin, gegen diesen Tod, so gut sie kann; sie läßt neue Gräser sprießen und treibt, so gut es ihr gelingt, neue, herbstliche Blumen. Aber diese Gräser und Blumen sind fahl und matt.

Nicht nur wir armselige Menschen kämpfen gegen den Tod, auch die Natur sträubt sich gegen diesen Unbarmherzigen, alles Verschlingenden.

Alles kämpft ums Leben, und alles muß sterben. Tod und Leben, Sein und Nichtsein, was sind und was bedeuten sie? Wer löst ihre Rätsel?

Alles lebt einmal und alles stirbt einmal: Reiche und Völker, Nationen und Heere, Städte und Dörfer, Meere und Länder, Tiere und Pflanzen, Blumen und Früchte in unzähligen Arten und Gestalten. Warum kamen und warum gingen sie? Wer das wüßte!

Wir könnten es wissen, wenn wir glauben wollten, glauben, daß alles Leben von Gott und aller Tod von der Sünde und vom Vater der Sünde, vom Satan kommt; wenn wir glauben wollten an das Wort des Apostels: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen

und durch die Sünde der Tod", und daß dieser Tod, der die Menschen und alles, was auf Erden lebt und webt, grünt und blüht, summt und singt, vernichtet, eine Folge des Kampfes ist zwischen Gott und dem Fürsten der Finsternis. —

Ich mußte mit meinen Betrachtungen an den drei Birkenbäumen abbrechen, denn hinter der Kapelle her kamen die Baumeister meiner Grabesstätte, und den Weg herauf und auf mich zu schritt ein junger, schwarzgelockter Mann.

Ich habe ihn noch nie gesehen, weiß aber, wer er ist — der Frankfurter Schauspieler Auerbach, ein Sohn Israels aus der Familie des bekannten sogenannten Volksschriftstellers Berthold Auerbach.

Er hält sich zurzeit im unfernen Städtchen Wolfach als Kurgast auf und hat mir dieser Tage geschrieben, wann und wo er mich in Freiburg treffen könnte. Da ich aber beim Empfang seines Briefes vorhatte, nächstens hierher zu kommen, so lud ich ihn nach Hofstetten ein.

Er hat ein besonderes Wohlgefallen an meiner Erzählung „Der Vogt auf Mühlstein", die er schon öfters in Frankfurt rezitierte. Heute nun

wollte er mich fragen, ob ich nicht noch ähnlichen Stoff für seine Vorlesungen hätte.

Ich setzte mich mit dem bescheidenen jungen Herrn noch einige Zeit auf die steinerne Bank vor der Kapelle und merkte bald, daß der Schauspieler Auerbach Land und Leute in seiner schwäbischen Heimat besser kennt und das wahre Volkstum tiefer erfaßt hat, als sein berühmter Namensvetter, der zu viel Philosoph und Professor war.

Ich sah in ihm auch den ersten jüdischen Vertreter der dramatischen Kunst, in der die Juden bekanntlich nicht die letzten sind.

Merkwürdigerweise treten sie im Schauspiel und in der Musik eben so hervor, wie sie in Malerei und Bildhauerei zurückstehen.

Sollte die letztere Erscheinung damit zusammenhängen, daß die Juden des Alten Testaments kein Bild von Jehova machen durften? —

Um fünf Uhr des Nachmittags zog der Mann mit den schwarzen Locken Hasle zu und wir Freiburger wieder über den Berg — Elzach und dem Blitzzug der Elztalbahn entgegen.

Auf der „Eck“ beim einsamen Rößlewirtshaus

war viel fröhliches Landvolk aus den umliegenden Berghöfen versammelt.

Die Sonne hatte heiß gebrannt an der Steige herauf und der Kutscher, mein Begleiter und ich wurden vom Durst geplagt. Ich ließ anhalten, ohne auszusteigen, und während die zwei andern Bier tranken, Haslacher Export, nahm ich einen halben Liter saure Milch zu mir.

Auf der Straße standen die rotwangigen Kinder des verstorbenen Wirts. Ich schaute sie voll Teilnahme an, denn ihr Vater, ein kreuzbraver Mann, ist vor zwei Jahren aus dem Leben geschieden, wie sein Vater und seine Großmutter es getan, indem sie Hand an sich selber legten, alle drei erblich belastet mit dem unheilvollsten Geiste, dem der Schwermut.

Ich habe alle drei gekannt, und alle drei waren daheim auf dem weltfernen „Schloßhof“ am Fuße der Heidburg.

Welches von den Kleinen, so dachte ich mir, auf die Kinder hinabschauend, mag wohl dem gleichen Geschicke vorbehalten sein, dem Vater, Großvater und Urgroßmutter erlegen sind? Und wer löst das seelisch-leibliche Rätsel, das über

diesem friedlichen und unschuldigen Geschlechte liegt? — Und wer vermag es, einen Stein zu werfen auf einen Menschen, der freiwillig aus dem Leben schied, und ihn zu verdammen, ohne die Geschichte seiner Ahnen und des Unglücklichen eigenes Leben genau zu kennen? —

Es gibt kaum etwas Schöneres, als an einem Sommerabend über eine Schwarzwaldhöhe zu fahren, wenn die Tannen und die Föhren und die Birken am Weg hin flüstern im Abendwind, wenn linde Luft die Stirne kühlt, wenn auf Berg und Tal milde und leise die letzten Schatten der untergehenden Sonne zucken, und wenn in den Matten zwischen düstern Hainen der Hirte, auch am Sonntag, seine Herde weidet.

Doch diese Poesie vergeht einem rasch, sobald man, unten im Elztal angekommen, in den trost=losen Eisenbahnzug eingestiegen ist, der mit der Geschwindigkeit eines afrikanischen Ochsenkarrens talaus fährt und dessen Langsamkeit selbst die Schaffner tadeln.

Besonders lange hielt er zu meinem großen Ärger bei dem Städtchen Waldkirch. Hier hatte eine „freiwillige Sanitätskolonne" getagt und

man ihr zum Schlachtfeldspielen eine Truppe Soldaten aus Freiburg zur Verfügung gestellt.

Da das Ganze einem patriotischen Akte galt, hielt der Zug, bis die Samariter und ihre Pfleglinge aus den nahen Biergärten langsam angerückt waren.

Ein Gedanke freute mich aber bei dem langen Halten, der nämlich, wie geschickt der Militarismus die Zivilleute in seinen Dienst zu stellen versteht. Er gibt ihnen eine bunte Mütze aufs Haupt und eine Genfer-Rotekreuz-Binde an den Arm, und um dieses Schmuckes willen bereiten sich die Friedens-Patrioten mit Wonne darauf vor, in Kriegszeiten parat zu sein, um die Opfer des Militarismus und der Diplomatie pflegen zu können. —

Gegen zehn Uhr des Abends war ich wieder daheim von meiner ersten Wallfahrt zum eigenen Grab. —



4.

Die zweite Wallfahrt zu meiner Grabstätte machte ich am 13. August, diesmal über Offenburg, wo man nach alter, unveränderlicher Übung dafür, daß man von Freiburg her schneller gefahren ist als auf der Elztalbahn, sitzen bleiben und warten muß, bis man weiter kommt in das Kinzigtal hinauf.

Was es heißt, am Bahnhof in Offenburg eine Stunde warten, weiß nur der zu würdigen, dem es schon öfters zuteil geworden ist. So lustige Leute auch die Offenburger sind, ihr Bahnhof ist kein Land der Fröhlichkeit, und nur wem die Wehmut lieb, der mag hier weilen, besonders wenn er sich nicht mit gutem Münchner Bier zu trösten vermag, wie unsereiner.

Zum Glück traf ich diesmal zwei Bekannte, die mir den Aufenthalt verkürzen halfen, erst den jüdischen Kaufmann und Bankier Weil von Hasle und dann einen alten Rastatter Studiengenossen, den Bahnbauinspektor Hof.

Beide erinnerten den alten Todeskandidaten an die Jugendzeit. Der Bankier Weil wohnt und lebt in Hasle im Hause eines meiner ehemaligen Nachbarn, des „wütigen Schlossers" Neumeier, dessen gewaltigen Worten ich als Knabe lauschte und mit dem ich in meiner Studienzeit gerne verkehrte, weil er in bitterster Art in Haslacher Weise zu schimpfen verstand. Vielleicht hab' ich von ihm dieses Laster teilweise auch gelernt.

Der Inspektor Hof weckte in mir Bilder an die lustigen Tage im lieben Rastatt, die längst hinter uns sind und die jetzt bald im Grabe ihre Vergessenheit finden werden. —

Als ich in den Wagen eingestiegen war, traf ich den greisen Senatspräsidenten Schlodtmann von Hamburg, der, ein alter Leser meiner Bücher, alljährlich mit Frau und Tochter einige Tage in Hasle zubringt und mich im vorigen Jahre in Hofstetten besucht hat.

Ich beneidete ihn damals schon und heute wieder um seinen Lebensmut und um die Lebensenergie, mit der er zu Fuß große Strecken des Schwarzwaldes durchwandert, unbekümmert um den Sensenmann, den ich seit vielen Jahren stündlich hinter mir sehe.

Und da ich in Hasle ausstieg, traf ich meinen alten Freund, den in den „wilden Kirschen" gefeierten Sattler und Weltweisen Alexander Sandhaas. Er war schon ein Mann, da ich in die Volksschule ging, und ist heute, ein Achtziger, noch voll Lebenslust, und die Heiterkeit seiner Seele schaut neben der ewigen Zigarre aus allen seinen Mienen.

So verfolgten mich auf der heutigen Fahrt zur Todesstätte Erinnerungen an die erste Lebenszeit, und dazu begegneten mir alte Menschen mit Lebensfreude.

In scharfem Trab fuhr ich deshalb mit Jörgs, des Schneeballenwirts, Einspänner hinter Hasle rum und Hofstetten zu. Ich wollte der Stätte meines Kinderglücks und der Quelle fröhlichsten Jugendlebens möglichst bald entrinnen, um nicht noch mehr ans Leben erinnert zu werden auf dem zweiten Gang zu meinem Grabe.

Um ein Viertel nach der Mittagsstunde saß ich oben hinter der Kapelle bei meinem Kirchhöflein, das in den elf Tagen, die seit meinem ersten Hiersein verflossen, sehr gewachsen war. Die Seitenmauern und das kleine Portal waren nahezu aufgeführt und eingesetzt und der von ihnen umschlossene Raum sah ebenso friedlich als einladend aus. Nur die Gruft in seinem Innern war noch nicht zugewölbt, und aus ihrer Tiefe gähnte schwarzer Schatten, ein Abbild des Todes.

Die Maurer waren drunten in den Schneeballen beim Essen und ich ganz allein mit m e i n e m Kirchhof und mit m e i n e m Grabe.

„Also da unten,“ so sprach's in mir, „in dieser Grube sollst du wohnen, sein, bleiben, modern viel, viel tausendmal länger als du gelebt hast; sollst da begraben sein ohne Licht, ohne Sonne, ohne Luft; sollst nie mehr etwas sehen und hören von dem, was über dir vorgeht — weder die Blumen des Frühlings, noch die Vögel des Himmels, weder das Rauschen der Stürme, noch das Flüstern der Tannen, noch die Menschen, die da heraufkommen und von dir reden, von deinen guten und deinen schlechten Eigenschaften.“

Sterben kann noch schön sein, und man sagt von vielen Toten, sie seien schön gestorben. Auch eine Leiche kann noch ein Anblick sein, der uns anmutet durch den Frieden, der über die leblosen Züge geht. Aber modern, verwesen ist ein Schreckbild, das zu sehen man keinem Lebenden zumuten kann und das trotzdem jedem Lebenden zuteil wird.

Und dieses Schreckbild, Moder und Verwesung, trifft von allen Geschöpfen am ausschließlichsten den Menschen. Die andern lebendigen Wesen finden ihr Grab und ihre Verwesung allermeist in den warmen, lebensvollen Leibern der Menschen, oder zahlloser und verschiedener Tiere, die ihre Leichen aufzehren und ihr Leben damit fristen.

Den Menschen allein verdaut und verzehrt nur die kalte, feuchte Erde, die Erde, zu der er, nach dem Urteilsspruch des Schöpfers über den schuldbeladenen Stammvater, zurückkehren und Staub werden muß, weil er von ihr genommen ward.

Der Schauer vor Moder und Verwesung ist es, der die Menschen, die an keine Wiederbelebung des menschlichen Staubes und Moders glauben,

mit Recht dazu bringt, den toten Leib rasch durch Feuer verzehren zu lassen.

Diese Leichenverbrennung hat übrigens auch sonst etwas für sich. Sie nimmt das voraus, was einst der ganzen Welt geschieht, die sich auflösen wird im Feuer. Den Feuertod wird, wie mit der Wissenschaft auch Sankt Petrus bezeugt, dereinst das ganze Weltall erleiden, um, wie der Glaube fast aller Völker lehrt, in einer neuen, ewigen Natur wieder zu erstehen.

Die Parsen, die Anhänger des alten Religionsstifters Zoroaster, legen ihre Toten auf flache Türme und lassen sie von den Geiern verzehren; die Inder werfen sie in den heiligen Fluß Ganges und nähren damit die Fische.

Diese beiden Prozeduren sind immer noch appetitlicher, als das Vermodern, das nun einmal den meisten Menschen, vorab allen wahren Christenmenschen blüht, weil nach Sankt Paulus Verwesliches muß gesät werden, damit Unverwesliches auferstehe.

So muß denn auch mein Leib vermodern in der Felsengrube, die vor mir liegt und gähnenden Schlundes auf mich schaut, als ob sie mich heute schon verschlingen möchte.

Und da er so frech zu mir heraufgähnte, dieser steinige Schlund, dem mein Leib unbedingt verfallen ist, so rief ich ihm zu: „Und du bekommst mich doch nicht. Dir wird nur der alte Rock übergeben, den ich im Leben getragen und den man Leib heißt. Nur den bekommst du mit seinen toten Bestandteilen — mit Fleisch und Knochen und Fasern und Fäden, Muskeln und Gefäßen — ich aber bin nicht dabei!"

„Abgesehen davon, daß ich an das Wort des Predigers im Alten Testamente glaube: ‚Der Leib kehrt zur Erde zurück, der Geist aber zu Gott, der ihn gegeben' — fühle ich selber deutlich, daß mein Ich, d. i. das, was in mir denkt und will, ein anderes ist als der Leib und daß der Geist, der gewollt, daß hier der Leib begraben werde, mit dir, schwarze Gruft, nichts zu tun hat."

„Den Leib kannst und sollst du haben, denn er ist aus schwerfälligen, zerstörbaren Stoffen zusammengesetzt, aber die Seele ist ein direkter Hauch Gottes, eine von diesem göttlichen Hauche erfüllte Ichheit, eine Persönlichkeit, die gar wohl weiß und fühlt, daß sie mit dem Leibe nicht gleichen Wesens ist."

„Sie beherrscht ihn und alles, was wie du Stoff heißt und aus Stoff besteht. Sie, die menschliche Seele, der menschliche Geist, hat diese Kapelle gebaut, hat dich Felsgestein bestimmt und ausgehöhlt zu einer Totengruft, hat die Steine gefügt zur Grabesstätte und Bäume hierher versetzt, die sie umgeben sollen.“

„Sie hält diese Rede an dich, und sie rief in mir all die Gedanken hervor, die mich umdüstern, da ich allein bei dir bin.“

„Sie, die ruhelose, sie hat es mir eingegeben, den Leib dereinst zur Ruhe niederlegen zu lassen hier oben auf diesem Hügel, auf dem sie so oft gelauscht hat dem Singen und Klingen in der Natur, auf dem so oft die Stimmungen der Freude und des Schmerzes in ihr auf- und niederwogten; Stimmungen, in denen sie gewünscht und gehofft und gefürchtet und gezittert und gezagt hat; Stimmungen, die sie, frei wie der Wind, zurückgetragen haben in die seligen Tage der Kindeszeit und sie weinen ließen bei dieser Erinnerung.“

Also redete ich mit der Gruft um die Mittagszeit des 13. August 1903, und die Sonne, die sich

eben dem Nachmittag zuneigte, warf einen lichten Strahl in das ausgehöhlte Felsgestein.

Ein friedlich Lächeln schaute zu mir herauf, ein Lächeln, als ob die Seele, ihres Sieges über den Tod sicher, den kalten Stein, der meinen Leib aufnehmen soll, mit einem Strahl ihres ewigen Lebens geküßt hätte. —

Den Berg herauf kam ein Fuhrwerk, und bald sah ich den schweren Rappen meines alten Fuhrmanns Wendel, des Roserburen. Er zog, gelenkt von Wendels Knaben, dem Jörgle, ein Faß Wasser daher, damit die Maurer den Kalk anmachen können zum Weiterbau.

Die Maurer kommen hinter dem Wagen drein. Es sind, wie beim Bau der Kapelle, Italiener, aber andere.

Ich stelle mich ihnen vor als den Mann, dem sie sein Grab graben. Sie staunten, und einer schaute an mir hinauf und meinte in seinem gebrochenen Deutsch: „Großer und nicht kranker Mann und will sterben."

Ich wollte wissen, wie die Maurer heißen und woher sie sind, die meinen Kirchhof aufrichten und mein Grab in einen Felsen gesprengt haben.

Sie sind aus der Provinz Udine, aus dem Dorfe Ravascletto und heißen: der eine Gianbattista Provedan-Cillia und der andere Cajetano Samassa.

Mein Ururgroßvater von Vaters Seite war, wie ich in „Meine Madonna" erzählt habe, ein Vollblut-Italiener Sartori. Ein Italiener trägt also die Mitschuld an meinem Leben, drum freute es mich, da ich erfuhr, daß Menschen von der gleichen Nation mir mein Grab graben und meinen Kirchhof errichten. —

Ich schritt den Hügel hinab zum Essen, kam aber um 3 Uhr nochmals herauf und schaute meinen „Landsleuten" zu, wie sie Quader an Quader fügten, um den Kirchhof zu vollenden.

Ehe ich sie verließ, um heimzukehren, genehmigte ich ihnen einen Trunk auf meine Kosten.

Um schnell heimzukommen, fuhr ich mit dem Wagen talaufwärts nach Hausach, wo der Knotenpunkt der Kinzigtal- und der Schwarzwaldbahn ist und wo die Schnellzüge halten.

Ich fuhr abermals um Hasle rum, aber gleichwohl sprangen mir bis weit das Tal hinauf die Kobolde der Jugendzeit nach, denn ich zog an

gar manchem Ort vorüber, an dem sie hausen: an der Stadtmühle, am Mühlengrün, ans Sandhaasenhalden, am geschwigen Loch und am Urwald.

Sie neckten mich, diese Kobolde, weil ich einst bei ihnen jung und glücklich war und nun jetzt alt und lebensmüde bin. Ich war drum froh, als wir das Gebiet von Hasle hinter uns hatten.

Am Bahnhof in Huse mußte ich noch einige Minuten auf den Schnellzug warten. Da trat ein Eisenbahner an mich heran, stellte sich vor als den Nachtwächter des Bahnhofes, dankte für die Unterhaltung, die ihm meine Bücher bieten in seinen freien Nachtwächterstunden und wünschte mir ein langes Leben, mir, dem alten Manne, der eben von seinem Grabe kam.

Im Schnellzug traf ich einen katholischen Geistlichen in meinem Alter. Derselbe trug in einem Knopfloch seines Rockes das grüne Bändchen des Zähringer Löwenordens, mit dem er vor einiger Zeit begnadigt worden war.

Im Wagen saßen noch viele „bessere" Herren, und ich schämte mich vor ihnen, denen diese kleinliche Eitelkeit eines Geistlichen sicherlich nicht entging, schämte mich für meinen ordensseligen Mitbruder.

Aber eines wünschte ich mir doch von ihm — seine Lebensfreude. Wer in meinem Alter noch so mit Ordensflitterchen kokettiert, dem muß das Leben noch Kirchweih oder Fastnacht sein, und in diesem Stadium denkt man sicher an alles eher als an den Kirchhof, wie unsereiner.

Wenige Minuten nach fünf hatte der Zug mich aufgenommen und wenige Minuten vor sieben Uhr war ich trotz des großen Umwegs über Offenburg in Freiburg. Der Schnellzug legt die zwanzig Stunden fast in der gleichen Zeit zurück, als der Elztäler die fünf Stunden zwischen Denzlingen und Elzach.

Aber es muß auch langsame Züge geben, wie es langsame Denker gibt, damit man den Unterschied ermessen und die Weisheit der Bureaukratie bewundern kann.

5.

Die folgende Nacht brachte ich ziemlich schlaf=los zu. Der Besuch am Grabe und die schnelle Eisenbahnfahrt bei großer Hitze hatten mich auf=geregt.

In diesen schlaflosen Stunden beschäftigte ich mich weiter mit den Gedanken, welche die Toten=gruft auf dem Hügel zu Hofstetten in mir ange=regt hatte. Ich habe sie am andern Morgen niedergeschrieben und erweitert.

Schon der Umstand, daß wir Menschen Särge und Kirchhöfe für unsere Toten herstellen, beweist, daß wir uns für mehr halten, als für höhere Tiere.

Das Tier kennt keinen Sarg und keinen den Toten geheiligten, ihnen allein reservierten Raum.

Ihm liegt nichts an den Gebeinen seiner Ahnen, weil es keine kennt.

Und erst die Grabdenkmale, von den Pyramiden in den Sandwüsten Ägyptens bis zum einfachen Erdhügel, den fromme Hände mit Blumen schmücken, sie sprechen laut dafür, daß der Mensch kein Tier ist.

Wozu all diese Ehren für die Toten, wie wir sie bei den allermeisten Völkern aller Jahrhunderte und Jahrtausende finden, wenn ihnen nicht der Gedanke an das Höhere, Göttliche und Unsterbliche im Menschen zu Grunde liegt!

Warum gibt der Wilde seinen Toten Geld und Speise und Waffen mit auf die Reise in die andere Welt? Weil er an ihr Fortleben glaubt.

Warum finden wir bei Völkern, die sonst keine Religion haben, den Ahnenkultus, d. i. die Verehrung der verstorbenen Verwandten, mit denen sie im Verkehr zu stehen meinen, die sie in Sturm und Wetter zu hören glauben und denen sie mit Opfern helfen wollen? Antwort: Weil sie glauben, daß ihre Toten noch existieren und nur dem Leibe nach gestorben seien.

Kein Glaube und kein Gedanke ist in der

Menschheit zu allen Zeiten so allgemein gewesen, wie der an das Fortleben in einer andern Welt.

Aber keine Zeit hat je so viel Menschen gezählt, die sich auf die Stufe des Tieres stellen und Gott und die Unsterblichkeit leugnen, wie die unsrige. Selbst die französische Revolution, welche ihre Leugnung dieser zwei Grundwahrheiten förmlich zurücknahm, hat nicht so viele gottlose Menschen gesehen.

Schuld daran ist die Wissenschaft des Materialismus, die Lehre vom Stoff und von der Kraft ohne Gott. Diese Wissenschaft ist zwar in der Wissenschaft selbst wieder ziemlich abgetan, aber das Unheil, das sie angerichtet, wuchert fort, vorab in den untern Ständen.

Die materialistische Weltanschauung ist mit eine Hauptursache der kommenden sozialen Revolution.

Das neue Heidentum unserer Tage ist viel schlimmer und steht viel tiefer als das alte, welches dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode in den geistvollsten Vertretern der Wissenschaft allzeit mächtigen Ausdruck verliehen hat.

Wie hoch stehen die Heiden Plato, Seneca,

Cicero, alle drei Geniemenschen, in dieser Hinsicht über den Materialisten unserer Zeit!

„Nach dem Tode", also schreibt einige Jahrhunderte vor Christus der berühmte Gelehrte und Weltweise Plato, „geht die Seele, die sich aus dem Leibe zurückzieht, wenn sie heilig gelebt hat, zu einem Wesen hin, das ihr ähnlich ist, zu einem göttlichen Wesen, das unsterblich und voll Weisheit ist, bei welchem sie sich eines wunderbaren Glückes erfreut, befreit von ihren Irrtümern, ihrer Unwissenheit und von jeder Tyrannei der Furcht wie der Liebe, sowie von allen andern mit der menschlichen Natur verknüpften Übeln. Sie bringt in Wahrheit mit den Göttern die ganze Ewigkeit zu." —

Wenn wir unsere Seele genau beobachten, so zeigt sie uns in ihren Wünschen, daß ihr Ziel die Unsterblichkeit ist.

Was will unsere Seele? Antwort: Wohlbefinden, Frieden, Ruhe, Glück.

Man wird keinen Menschen finden, noch hat je ein solcher gelebt, der darauf verzichtete, glücklich zu werden.

Aber da es nach dem einstimmigen Zeugnis

der Menschheit hienieden kein bleibendes, allgemeines Glück gibt, so werden wir auch keinen Menschen finden, der in Bezug auf die Dauer und die Fülle seines Glücks keine Wünsche mehr hätte.

Reichtum, Vergnügen, Ehre, Wissenschaft, die man zum irdischen Glück zählt, werden niemals eines Menschen Herz bleibend befriedigen, abgesehen davon, daß sie nur wenigen zuteil werden, während alle Menschen nach Glück verlangen.

Im Gegenteil, mit dem Wachsen der irdischen Glücksgüter wächst auch das Unbefriedigtsein ihrer Besitzer.

Von einem steinreichen Mann sagte mir einst ein Freund von ihm: „Er ist zu reich, um glücklich sein zu können."

Auch die irdische Liebe ist nicht das Glück. Sie bringt in der Regel am meisten Tränen und Seufzer und verwandelt sich nicht selten in Haß.

So leben und so sterben wir mit einem ungestillten Durst nach Glück, nach bleibendem, endlosem Glück.

Sollte Gott, der diesen Durst in uns gelegt hat, ihn nicht und nie befriedigen und wir ins Nichts zurückkehren mit ungestilltem Verlangen

nach Glück? Dann wäre derjenige, der unsere Seele mit diesem unauslöschlichen Durst ausgestattet hat, unser größter Übeltäter.

Da dies unmöglich ist, so müssen wir an eine andere, bessere Welt und an die Unsterblichkeit unserer Seele glauben.

Der hienieden ungestillte Durst nach Glück ist deshalb lediglich das Zeichen, daß uns noch ein anderes Schicksal bevorsteht als das dermalige.

Kein anderes Wesen als der Mensch hat das ewige Verlangen nach Glück und das stete Gefühl des Unbefriedigtseins.

Er allein, dem als dem höchsten Geschöpfe der höchste Genuß und das höchste Glück auf Erden blühen sollte, er allein wünscht und seufzt und weint und hofft und schleppt inmitten des Jubels in der Frühlingszeit der Natur seine Klagen und seine Leiden dahin, wie ein Verbrecher seine Kette.

Er gleicht einem Wesen, das nicht in seinem Elemente sich befindet. Er ist der Fisch außerhalb des Wassers und strebt in sein Element zurück.

Fürs Glück und fürs Paradies geschaffen und beider durch den Sündenfall seiner Stamm-

eltern beraubt, sucht er mit allen Kräften sie wieder zu gewinnen.

In unserer Seele lebt das fortdauernde Gefühl des ursprünglichen, uns zugedachten Glücks, und wir machen immerfort Pläne und weben Träume von der Rückkehr in das verlorene Paradies und zum verlorenen Glück.

Und in diesem Streben schaffen wir uns Götzenbilder vom Glück — im Reichtum, in der Ehre, in der Sinnenlust, in Kunst und Wissenschaft und suchen den Himmel auf Erden.

Ja, den Himmel sucht jeder Mensch, der eine oben, der andere unten. Irgendwo muß also dieser Himmel sein, weil alle Menschen ihn suchen. Da er aber, wie wir täglich uns überzeugen können, unten nicht ist, so muß er eben oben, in einer andern Welt sein.

Deshalb befriedigt die Menschen, welche guten Willens sind, allein das Christentum als die Religion desjenigen, der da hat „Worte eines ewig seligen Lebens."

6

Schon am 24. August zog es mich wieder auf dem gleichen Wege, wie das letztemal, zu meiner Ruhestätte.

In Hofstetten traf ich eine Menge fröhlicher Menschen. Es war ein Fest in den „Schneeballen". Der junge „Mittler-Berger-Bur" am Fuß der Heidburg hatte Hochzeit.

Ich hab' ihn noch als Schulknaben gekannt; sein Großvater war mein Freund, von dem ich schon manches erzählt in meinen Büchern.

Die Gäste füllten alle Räume, selbst meine ehemalige Studierstube. Ich flüchtete mich deshalb möglichst bald hinauf zur Kapelle.

Hier traf ich den brävsten Mann von Hofstetten, obwohl er am „Schelmenrain" wohnt,

den Meister Glatz, der fast alle Erdarbeiten beim Bau der Kapelle und der Grabstätte ausgeführt und die kleine Allee von Birkenbäumen bei der letzteren gesetzt hat.

Er ist Besitzer eines kleinen Gutes am Schelmenrain, sucht aber in freien Tagen noch durch Taglohn zu verdienen, was er kann.

Eben vollendet er den Weg rings um meine Bauwerke. Er will heute aber auch noch zur Hochzeit und verläßt mich gleich nach meiner Ankunft, um zu seiner Hütte hinaufzuwandeln und sich in den „Hochzeitsstaat" zu stecken.

Die zwei Italiener sind auch nicht da. Sie haben den Rohbau vollendet und wollen das Mauerwerk erst trocknen lassen, ehe sie dasselbe „verputzen".

Die Gruft haben sie überwölbt, den Eingang zu ihr hergestellt und das Gewölbe innen mit einem Zementbelag versehen. Es fehlt nur noch der Boden, der den Sarg tragen soll.

Ich bin wieder allein an der Stätte meines Todes. Ich setze mich auf eine der kleinen Steinbänke im Innern des Kirchhöfchens, schaue auf das Gruftgewölbe und denke an den Tod und

frage mich: „Was ist das Leben und was ist das Sterben?“

Wer das wissen könnte! Die Wissenschaft weiß es nicht, am wenigsten diejenige, die sich in unseren Tagen breit gemacht, indem sie die altheidnische Weltanschauung, daß alles ewiger Stoff (Materie) und ewige Kraft sei, wieder aufgewärmt hat.

Danach wäre das Leben nichts anderes als die Wechselwirkung zwischen den Stoffteilchen (Atomen) und dem „Weltäther“, von dem „alle Kräfte ausgehen und der alles erschaffen hat.“

Das mechanische Spiel dieser zwei Dinge, des Stoffs und des unsichtbaren Weltäthers, bewirkte also nach dieser Lehre alles im Leben, sowohl im Leben der Pflanzen, als der Tiere und in unserem eigenen.

Bei dem letzteren aber bekommt diese Wissenschaft ein gewaltiges Loch. Ihr nach wären all unsere höheren Gefühle, wie Mutterliebe, Liebe zur Familie, zum Vaterland, zur Heimat, ferner Ehrlichkeit, Treue, Glauben und alle unsere höheren Gedanken und Wünsche lediglich ein Spiel der Atome und der sie bewegenden unsichtbaren Kraft.

Also der höchste Gedankenflug, die herrlichsten Früchte unseres Dichtens, Denkens und Schaffens, alles, was wir Talent, Genie, Kunst und Kunstwerke nennen, wäre nur ein Produkt toter Atome und einer sie belebenden Kraft.

Das ist ein so unfaßbarer Glaubenssatz der gottlosen Wissenschaft, daß er an Unbegreiflichkeit alle christlichen Geheimnisse weit übersteigt und nicht einmal allen ungläubigen Gelehrten einleuchtet. Einer derselben hat selber gemeint: „Wenn man sagt, der Stoff denke, so vergehen einem die Gedanken.“ Mit Recht! Denn Stoff und Gedanken haben gar nichts, aber auch gar nichts Verwandtes, und wer sagen wollte, ein Gedanke enthalte Stoff (Materie), würde überall ausgelacht.

An die Ewigkeit des Stoffes aber glauben die meisten Gelehrten, die keinen Schöpfer desselben annehmen, selber nicht, am wenigsten jene, die da lehren, vor vielen Millionen Jahren sei aller Stoff ein dünner Weltnebel gewesen. Ein ewiger Stoff darf aber nicht sich aus Nebel entwickeln, er muß von Ewigkeit her fertig und ausgewachsen sein.



Eine ewige, unbewußte Kraft gibt es ebenfalls nicht, und was der Äther, der den Stoff belebt, ist, weiß auch kein Mensch, und ob nicht Stoff und Kraft zusammengehören und eines Wesens sind, wieder nicht.

Ja, einzelne Gelehrte sagen, es gebe überhaupt weder Stoff noch Kraft und beide seien lediglich Redensarten der Wissenschaft, die sich, weil sie an keinen Gott glaube, mit diesen zwei Worten eine Ausflucht suche.

Schon als ich noch auf den Schulbänken saß, lehrte man uns in der Philosophie, „Leben sei Bewegung", und das lehren die Gelehrten heute noch. Wenn das wahr wäre, dann müßte eine Dampfmaschine auch zu den lebenden Wesen gehören und eine Kartoffel, die sich nicht bewegt, zu den toten. Und doch hat die letztere Leben in sich und Wachstum, die Maschine aber wird niemand zu den lebenden Wesen zählen.

Um das Leben zu erklären, hat einer der „berühmtesten" Materialisten unserer Zeit, Häckel, gar die Sache seiner Vorgänger in der Gottesleugnung auf den Kopf gestellt. Diese behaupteten, alles sei Stoff; Häckel aber sagt, damit sei weder

die Welt, noch das Leben, noch das Bewußtsein, noch die Fortpflanzung zu erklären. Das könne man nur, wenn man annehme, daß jedes Stoffteilchen (Atom) mit einer Atomseele ausgestattet sei, und wenn man dieser Seele Wille und Empfindung und Gedächtnis zuschreibe.

Wenn das kein Glaubensartikel ist, den kein Mensch begreift, auch Häckel und seine Gläubigen nicht, so gibt es keinen Glaubensartikel mehr!

Ich habe einmal ein Büchlein geschrieben mit dem Titel „Aus dem Leben eines Unglücklichen“. Dieser Unglückliche war ein alter Besen aus Birkenreisig.

Nach Häckel wäre also der Besen mit seinen Millionen von Stoffteilchen imstande gewesen, sein Leben selber zu beschreiben, da seine Atomseelen alles gewußt hätten, was sie erlebt haben.

Wer wird angesichts der Behauptungen von Leuten, die Gott leugnen und bei dieser Leugnung auf solche Gedanken kommen, wie die eben angeführten, nicht erinnert an die Worte des heiligen Paulus: „Es wird eine Zeit kommen, da sie die gesunde Lehre nicht mehr ertragen, sondern sich nach ihren Gelüsten Lehren suchen, die ihnen die

Ohren kitzeln. Von der Wahrheit aber werden sie ihre Ohren abwenden und sich Fabeln machen."

Aber woher kommt denn das Leben? — so wollen wir einmal vom Standpunkt des christlichen Glaubens aus fragen.

Im ersten Kapitel des Evangeliums Johannes heißt es von dem Worte Gottes, das Fleisch geworden ist: „In ihm war das Leben und alles ist durch dasselbe geschaffen worden". Und der menschgewordene Gott hat von sich selbst gesagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben".

Ja, von Gott kommt alles Leben und durch sein Wort sind Himmel und Erde geschaffen worden und alle Kräfte in ihnen.

Ich frage: Ist es nicht vernünftiger und begreiflicher, alles Leben einem ewigen, allmächtigen Wesen zuzuschreiben, als an die Ewigkeit der Atome zu glauben und diesen kleinsten Stoffteilchen eine Seele und Empfindung, Willen und Gedächtnis zuzuschreiben, oder zu glauben an einen unsichtbaren Weltäther, der alles belebt, oder an eine Urzelle, welche niemand gesehen hat, und aus der alle organischen Wesen sich sollen entwickelt haben?

Und wenn alle diese Behauptungen unerwiesene Glaubensartikel sind, wie kann man sich dann erkühnen, zu spotten über die Glaubenssätze der Religion, die da lehrt, daß alles Leben von Gott komme?

Und ist es nicht unendlich vernünftiger, zu glauben, alle höheren Gefühle, welche die Menschheit seit Anbeginn beherrschen, als da sind: Religion, Gottesfurcht, Gewissen, Schamhaftigkeit, Glaube, Hoffnung und Liebe, seien Gaben eines höchsten, heiligen, gerechten, liebevollen Wesens, als anzunehmen, sie seien lediglich Produkte des Stoffs, eine Art chemischer Erzeugnisse in unserm Leibesleben? —

Was heißt Sterben? Was ist der Tod? Auch hier steht die glaubenslose Wissenschaft vor einem unbegreiflichen Rätsel. Warum hört, um von uns Menschen zu reden, der Stoffwechsel in unserm Leibe, der fortwährend altes ausscheidet und neues an seine Stelle setzt, früher oder später mit dieser Tätigkeit auf?

Könnte er sie nicht fortsetzen, wie er sie begonnen und vierzig, fünfzig, sechzig und mehr Jahre ausgeführt hat?

Warum hört die Schaffenskraft auf, trotzdem die Stoffe, aus denen unser Leib besteht, Phosphor, Eisen, Kalk 2c. 2c. sicher nicht alt werden und nicht alt werden können?

Warum hört die Lebenskraft, die in der Jugend und im Mannesalter alle Hindernisse des Zuwenig und des Zuviel an Nahrung und an Arbeit überwunden hat, warum hört sie auf in einer Zeit, in der wir in der Regel am wenigsten mehr arbeiten, am meisten uns schonen können und oft am besten zu essen und zu trinken haben?

Das Natürliche wäre also das Fortleben und nicht das Aufhören und das Sterben.

Die Wissenschaft erklärt also den Tod nicht und kann ihn nicht erklären, wohl aber vermag dies der Glaube, der uns sagt, der Tod sei etwas Unnatürliches, weil die Menschen von Anfang an zur Unsterblichkeit, zu ewigem Leben bestimmt waren.

Durch die Sünde, so lehrt der Glaube, ist der Tod als Strafe in die Welt gekommen. Daher auch unsere Todesfurcht.

Auch diese ist unerklärlich mit der Annahme, alles sei Stoff, Atom, Zelle. Warum sollen sich

denn diese bewußtlosen Dinge darum kümmern und sich fürchten, daß sie heute an einem lebenden Organismus und morgen an einem toten ihre chemische Verwertung finden und lustig weiter leben?

Der Tod ist aber nicht bloß in seiner Allgemeinheit ein Sold der Sünde, sondern er erscheint als solcher überall, wo immer wir ihn treffen.

Viele Menschen sterben als Kinder infolge der Sünde ihrer Eltern und der dadurch vererbten Anlage zu einem frühen Tod.

Andere sterben in jungen Jahren aus eigener Schuld.

Die Menschen morden und töten einander im kleinen und im großen, weil die Sünde sie entzweit hat und die Leidenschaften sie aufeinander hetzen.

Die Elemente vernichten uns Menschen oft und massenhaft. Auch Tiere und Pflanzen bringen uns bisweilen den Tod. Warum? Weil sie uns hassen. Und sie hassen uns, weil des Menschen Schuld den Fluch und den Tod überallhin auf die Erde gebracht hat und infolge dieses Fluches alle

Geschöpfe nach Erlösung seufzen und nach einem ewigen Dasein.

So ist der Tod in alleweg ein Sold der Sünde und erklärt sich im Lichte des Glaubens viel einfacher und klarer als im Nebel der glaubenslosen Wissenschaft. —

Leben und Sterben, wer löst diese Rätsel? Antwort: Derjenige, der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“, und der durch seinen Jünger Johannes uns sagen läßt: „Der Tod wird einst nicht mehr sein.“

Alle Völker der Erde haben in ihrer Glaubenslehre den Tod nur als etwas Vorübergehendes angesehen und an eine Wiederkehr der Seele in den Leib und an ein neues Leben auf einer neuen Erde geglaubt.

Diesen Glauben der heidnischen Völker bestätigt die höchste Religion — die christliche. — —

Aus meinen Gedanken über Leben und Tod störten mich lustige Stimmen auf, die den Berg heraufkamen. Es war eine ganze Schar Hochzeitsgäste, lauter Landleute, die zu meiner Kapelle wallfahrten wollten.

Hochzeitsgäste und Todesgedanken passen nicht

zusammen; darum verließ ich meinen Kirchhof und trat den Lebenden entgegen.

Es waren meist Frauen aus dem Kirchspiel Hofstetten und aus den angrenzenden Dörfern, alle in der schönen Volkstracht und fast alle mir bekannt. Es befanden sich unter ihnen junge Bäuerinnen, die noch in die Schule gingen in der Zeit, da ich in Hofstetten mein Paradies hatte.

Ein alter Bauer aus dem Mühlenbach meinte, „er habe gehört, ich wollte hier oben mein Grab graben und herrichten lassen, und das habe ihn vorab daherauf getrieben. Da gehöre aber Coräschi (Courage) dazu, sich bei Lebzeiten sein Grab zu machen. Aber der Hansjakob sei immer ein adliger (besonderer) Herr gewesen und dem könne schon so was einfallen".

Die Rede des Alten gefiel mir, und ich führte die Hochzeitsleute alle hinter die Kapelle und zeigte ihnen die Gruft und wie Grab und Kirchhof unberührt blieben, wenn die Leiche käme, da dieselbe von außen in die Grabeshöhle eingeschoben würde.

Die guten Leute bekamen Wasser in die Augen, als ich so redete, und alle versprachen,

wenn sie mich überleben sollten, recht oft da heraufzukommen, wenn es einmal Gottes Wille wäre, daß ich da oben liegen müßte, und für mich zu beten. —

Mir kam dabei der Gedanke, wie viele Hochzeitsleute in den kommenden Jahrzehnten und Jahrhunderten drunten im Dorfe sich freuen und dann den Berg heraufkommen, über meinem Grabe stehen und in meiner Kapelle beten werden, während von mir nur noch Staub und Moder vorhanden sein wird.

Und bei diesem Gedanken wollte es mich reuen, so ein separates Grab mir bereitet zu haben, ein Grab, das Moder und Verwesung absondert von den andern Sterblichen, von den ländlichen Hochzeitsgästen, die sich in jenen Stunden des Lebens freuen, aber, über kurz oder lang vom Tod niedergeworfen, auf dem allgemeinen Kirchhof ruhen werden, um nach wenigen Jahrzehnten einem andern Toten Platz zu machen und in der Kirchhof-Erde zu verschwinden.

Allein sein im Leben hat vieles für sich, aber allein sein im Sterben und allein sein im Tode ebenso vieles gegen sich. Weil ich aber im Leben

allzeit gerne allein war, meine ich, es müsse im Sterben und im Tode auch so sein.

Schon oft habe ich deshalb meiner Schwester und meinen Kaplänen gesagt, mich im Sterben allein zu lassen und mir nicht ums Sterbebett zu stehen. —

Immer wieder kamen neue Gruppen von Hochzeitsleuten den Hügel herauf, während ich hinabschritt, um auf dem gleichen Wege wie das letzte Mal heimzukehren.

Ich hatte vorgehabt, übernacht zu bleiben, aber die Hochzeit vertrieb mich. Die Gäste, die bei solcher Feier meist erst nach Mitternacht das Wirtshaus verlassen, hätten mir die Nachtruhe geraubt.

Vor meiner Abreise beschenkte ich noch den Hochzeiter und die Hochzeiterin in üblicher Art und erfreute einige Kinderherzen in Erinnerung an meinen eigenen Kinderhimmel.

Vor dem Wirtshause hielten Haslacher Zuckerbäcker Lebkuchen und anderes Gebäck feil. So war es schon vor fünfzig und sechzig Jahren, da ich Vater oder Mutter zu einer Hochzeit auf dem Lande begleiten durfte.

Ein Lebkuchen, vor dem Wirtshause mir gekauft, erregte in mir mehr Glück und Freude, als wenn man mir heute den großen Diamanten aus der Krone von England schenken würde.

In Wahrheit, was kann ein wertvoller Edelstein, der Millionen brächte, einem alten, zum Tode verurteilten Mann noch für Freude machen?

Einem Kinde aber, das an alles eher denkt als an das Sterben und an Tod und dem der Kinderhimmel noch tagtäglich und stündlich offen steht, dem macht ein Lebkuchen wahre, wirkliche, echte Herzensfreude.

Und diese machte ich einigen Knaben von Hasle und einigen Kindern von Hofstetten, indem ich sie mit beiden Händen in die Kuchenkörbe langen und nehmen ließ.

Ich glaubte damit ein besseres und Gott wohlgefälligeres Werk getan zu haben, als wenn ein Fürst an seinem Geburtstag die Gitter seiner Ordensmenagerie öffnet und große Kinder mit Löwen, Adlern und Falken glücklich macht.

Welche Kinder aber die vernünftigeren sind, das lasse man einmal ein echtes Kind entscheiden. Man lasse ihm die Wahl zwischen einem Lebkuchen

und zwischen einem Ordensband, das man an seine Brust heften will.

Es wird den Lebkuchen vorziehen, und da in diesem Falle Kindes Stimme Gottes Stimme ist, so stehen in Gottes Augen Lebkuchen höher als Ordensbänder.

7.

Es ist ein herrlicher herbstlicher Sonnentag, der 31. August 1903, da ich aufs neue zu meinem Grabe pilgere. Diesmal auf einem Umweg.

Im vorigen Jahre war das Denkmal für den in meinen „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" besprochenen Obervogt Huber auf der einsamen Höhe zwischen Elz-, Gutach- und Kinzigtal errichtet und eingeweiht worden.

Ein Gewitter störte die Feier.

Der Huberfelsen und seine Umgebung hatten mir aber so imponiert, daß ich mir vornahm, ihn einmal bei schönem Wetter wieder aufzusuchen. Das geschah heute.

Mein Haslacher Gefährt mit dem Kutscher Hämmerle erwartete mich, nachdem ich die Sekundär-

bahn glücklich überstanden, und führte mich östlich das Prechtal hinauf.

Auf einzelnen steilen, himmelanstrebenden Berghalden brannten in das weiße Lichtmeer der Sonne gar malerisch die glühend roten Flammen der Rüttifeuer der Prechtäler Bauern hinein.

Daß die Leute bei der harten Arbeit und bei der großen Hitze ins Tal herabjauchzten, freute mich.

An diesen Halden gedeiht ihnen nichts als Mühe und Arbeit, und doch jauchzen sie heute.

Mühsam haben sie das Gehölz dort oben gefällt, mühsam das Verkaufbare herabgeschleppt; mühsam verbrennen sie jetzt die Holzreste, um mit der Asche den schwachen Erdboden auf dem Felsgestein zu düngen; mühsam säen sie dann das Korn; mühsam ernten sie es und mühsam bringen sie es in die Scheunen unten im Tale.

Sie jauchzen nie, außer bei der schweißbringendsten Arbeit, beim „Rüttibrennen“. Warum?

Sie jauchzen, weil die himmelanstrebende, goldglänzende Lohe ihnen Lust und Leben gibt und es ihnen Freude macht, diese Feuersäulen bewachen und ihnen eine Grenze ziehen zu können,

die sie, lechzend nach Zerstörung, nicht überschreiten dürfen.

Feuer ist Geist und Leben; Licht und Feuer sind die höchsten, nicht geistigen Geschöpfe Gottes, der selber im ewigen Lichte wohnt und unzählige Welten (Sonnen) aus Feuermeeren geschaffen hat.

Feuer ist sein Gewand.

In einem feurigen Busche erschien in Feuergestalt Jehova, da er mit seinem großen Diener Moses redete.

In einer Feuersäule zog er durch die Wüste vor seinem Volke her bei dessen nächtlichen Wanderungen.

In Gestalt feuriger Zungen erschien er am Pfingstfeste, um das neue Reich der Erlösung zu begründen. —

Ohne Licht und ohne Feuer können wir Menschen weder geistig noch leiblich prosperieren.

Aber das Feuer, das uns jetzt Leben gibt, wird einst auch der Tod alles Geschaffenen sein. Wenn die Feuermeere im Innern der Weltkörper einst ihre Fesseln sprengen, wird das Weltall und werden alle organischen Wesen untergehen im Feuer.

Aus diesem Untergang werden aber hervorgehen der neue Himmel und die neue Erde und das Reich des ewigen Lichtes. —

Unter diesen und ähnlichen Gedanken fuhr ich das Tal hinauf, das heute im Herbstsonnenlicht und in dessen Färbungen und Stimmungen einem Stück in ewigem Lichte verklärter Erde nicht unähnlich sah.

Nur die alten Wibervölker, die bei den friedlichen Gehöften, an denen ich vorbeifahre, aus den schwarzen Küchen guckten, erinnerten mich, daß ich noch auf der alten Erde weile.

Auch ein Gedanke mahnte mich an das armselige heutige Erdenleben, der nämlich, daß das kleine Dörfchen Oberprechtal, dem ich entgegenfahre, zwei christliche Bekenntnisse hat.

Auf der neuen Erde wird dereinst nur ein Hirte und eine Herde sein, während heute in Oberprechtal zwei Hirten und zwei kleine Herden sind, weil die Bauern ehedem auf Befehl ihrer Herren, der Markgrafen von Hachberg und der Grafen von Fürstenberg, katholisch bleiben bezw. protestantisch werden mußten.

Wir haben heute keinen Begriff mehr davon,

wie schwer die Menschen des 16. Jahrhunderts es getragen haben, ihre Religion lediglich nach dem Willen ihrer absoluten Herren richten zu müssen.

Heute aber sind ihre Nachkommen so in das den Ahnen aufgezwungene Bekenntnis eingewohnt und eingelebt, daß sie es hart trügen, nicht dem Glauben treu bleiben zu können, den ihre Voreltern einst gezwungen angenommen haben. —

Mittags war ich im Sonnenwirtshaus in Oberprechtal, wo ich mir das Essen bestellt hatte.

Zwei Söhne des Hauses, der eine Lehrer, der andere ein Student, servierten mir und den wenigen anderen Gästen Speisen und Getränke.

Das gefiel mir ungemein, weil es die Bescheidenheit und Einfachheit der jungen Leute verriet, Eigenschaften, die in der heutigen gebildeten und ungebildeten Jugend immer seltener werden.

Die Stunden von mittags zwölf Uhr bis zwei Uhr sind mir, wie ich schon öfters gesagt, meinen Mitmenschen gegenüber heilig, und ich halte es für eine Sünde, jemanden um diese Zeit am Essen und möglicherweise am Mittagsschlafe zu stören.

Drum ließ ich von meinem Hiersein auch den Entdecker des Huberfelsens, den protestantischen Pfarrer Bähr, nichts merken und fuhr nach kurzer Siesta weiter der „Landwassereck“ zu.

Hier traf ich noch die Tannreis-Hütte, in der im vorigen Jahre aus Anlaß der Einweihung des Huberfelsens ein Bierhändler sich niedergelassen hatte. Bei dieser Hütte ließ ich damals einer Schar Maidle, die aus den angrenzenden Tälchen des Kinzigtales in ihrer schmucken Tracht heraufgestiegen war, um das Fest anzusehen, Bier servieren.

Zum Dank dafür sangen sie mir unaufgefordert einige melancholische Volkslieder. Und da ich heute, zwei Stunden später, an ihren Hütten vorbeifuhr, sah mich eine und die andere von ihnen und erfreute mich mit ihrem kindlichen Lächeln.

Es gibt ja nichts dankbareres als das „gemeine Volk“, das gerne sich auch der geringsten Wohltat oder der kleinsten Freude erinnert, die man ihm gemacht hat. —

Von der Landwassereck, von der die Wasser nach drei Tälern sich scheiden, ging's südwärts an

einer Berghalde hin auf dem neu hergestellten „Huberweg“.

Ich setzte mich rückwärts in den Wagen, denn nach Norden und Osten hin hatte ich einen Blick in die Berge des Kinzigtales, wie ich ihn nur noch an einem Orte so gehabt, auf dem Schwarzenbruch im Wolftal.

Buddha, der große Religionsstifter, lehrt, daß dereinst auch die Felsen und die Berge und die Steine und die Pflanzen in das Nirwâna, d. i. in die Seligkeit der ewigen Natur eingehen werden.

Und auch die christliche Religion widerspricht dieser Lehre nicht. Der heilige Apostel Paulus schreibt, „daß alle Kreatur seufze und harre nach Erlösung und daß alle Geschöpfe hoffen, von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zur Herrlichkeit der Kinder Gottes zu kommen“.

Es seufzen also nicht bloß wir Menschen in diesem Tale der Zähren und hoffen auf ewiges, besseres Leben, sondern es seufzen auch die Tiere und die Pflanzen und die Steine und die Berge und die Täler.

Dieses Seufzen wird aufhören, wenn der

Herr einst, wie Sankt Johannes in seiner geheimen Offenbarung vorhersagt, einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft, d. i. eine ewige Natur aller Dinge.

Dann wird die Weissagung des Propheten Isaias sich erfüllen: „Der Herr wird Cedern und Akazien und Myrten und Olivenbäume in die Wüste setzen und in die öde Steppe Cypressen und Platanen pflanzen, damit sie sehen und erkennen und zu Herzen nehmen allzumal, daß die Hand Jehovas dies getan hat."

Gott vernichtet nichts und keines seiner Geschöpfe. Er ließ mit ewigen Schöpfungsworten Himmel und Erde und alles, was in und auf ihnen ist, lebt und webt, entstehen.

Er wird diese Schöpfung, weil Satan und Sünde sie befleckt und verwüstet haben, nicht vernichten und zu ewigem Nichts verdammen bei ihrem Untergange, er wird sie vielmehr, wie er in der heiligen Schrift verheißt, neu schaffen.

Er, der Gott des Lebens, der selbst die Hölle bestehen läßt in Ewigkeit, er wird keine seiner schuldlosen Kreaturen, als da sind Tiere, Pflanzen, Steine, ewig vernichten. —

Also auf der neuen Erde, die nach Sankt Johannes der Wohnsitz der Seligen sein und auf der Gott bei ihnen wohnen wird, werden Berge und Täler, Tiere und Pflanzen existieren.

Und heute auf der Landwassereck erschienen mir im Spätsommerlicht die Berge des Kinzigtales schon völlig verklärt vom ewigem Lichte. Und es kam mir der Gedanke, ob die Seligen auf der neuen Erde dereinst da werden wohnen dürfen, wo sie geboren wurden und wo sie die seligste Zeit, die Jugendzeit, verlebt haben.

Wie schön müßte dann das Kinzigtal sein, wenn seine Berge himmlisch verklärt sind, wenn das Silber und Gold in ihren Tiefen außen glänzt, wenn neben seinen Tannenwäldern Palmen und Cedern stehen; wenn die heutigen Blumen ewig blühen; wenn die Drosseln der Knabenzeit ewig singen neben Kolibris und Nachtigallen; wenn sein Fluß und seine Bächlein kristallhell fließen, ungetrübt vom Schlamme der Industriewasser und der Kulturteufeleien, und wenn alle die guten Menschen, die man gekannt und geliebt in seiner Kinderzeit, bei uns sind und kein Leid und kein

Tod und keine Trennung und kein Schmerz und keine Tränen mehr sein werden!

In Wahrheit, das müßte der Himmel sein, den unser armes Herz ersehnt und erwünscht und erfleht — einen leiblichen, einen irdischen Himmel.

Gott hat uns ja geschaffen mit Leib und Seele und an Leib und Seele will er uns erquicken und erfreuen ewiglich in der neuen, bessern Welt.

Darum haben alle jene „wilden Völker" recht, die sich den Himmel irdisch schön ausmalen, wie die Indianer, die in ihm ein Land sehen, darin kein Eis und kein Schnee, keine Stürme und keine langen Nächte sind; wo Wild und Blumen in Fülle gedeihen auf ewig grünen Prärieen, und wo sie sich mit Weib und Kind satt essen können. Und mit Recht glaubten die alten Deutschen, sie würden im Himmel auf ewig grünen Matten essen und trinken und mit dem Göttervater Odin und mit seinen Söhnen spielen. Das ist Wahrheit.

Wie schön besingt auch der altheidnische Dichter Pindar das Los der Gerechten nach der Auferstehung:

Sie wallen auf der Himmels-Bahn zur Burg des
Kronos [1]),
Wo der Seligen Inseln Okeanos (des Meeres)
Hauch
Stets lieblich umweht und Blumen von Gold
erblüh'n,
Die einen dem Land an Stauden entsproßt,
Die andern des Wassers nährendem Saft.
Mit ihrem Gewinde schmücken sie dort
Sich Arm und Haupt auf des Rhadamanthys [2])
Wort,
Den zum trauten Genossen erkor
Der Altvater Kronos, Rheas Gemahl, die hoch
Vor allen prangt auf hehrestem Thron [3]). —

Und Christus, die ewige Wahrheit, er bestätigt es uns, daß wir auch leiblich erquickt werden und unser verklärter Leib imstande sei, zu essen und zu trinken.

Er selbst hat nach seiner Auferstehung verklärten Leibes mit seinen Jüngern gegessen und beim letzten Abendmahle ihnen verheißen, daß er „von dem Gewächse des Weinstocks mit ihnen trinken werde im Reiche seines Vaters".

---

[1]) Der Göttervater Saturn.
[2]) Der Gott der Unterwelt.
[3]) Wer denkt hier nicht an die Himmelskönigin?

Und der heilige Johannes spricht vom Lebensbaum auf der neuen Erde, von dessen Früchten die Seligen essen werden.

Das ist ein Himmel, wie er für uns Menschen paßt, bei denen Essen und Trinken hienieden nicht die letzte Rolle spielt, selbst wenn sie zusammenkommen, um die höchsten Ideale und die größten Probleme der Wissenschaft zu beraten.

So wenig wir Kinder reinen Geistes sind, ebenso wenig werden wir es auf der neuen Erde im verklärten Leibe sein. Wir sind und bleiben Menschen und werden nie zu Engeln werden.

Aber wir werden, so wir in den Himmel auf der neuen Erde kommen, nur gute Menschen sein, die nur einen Willen kennen, den des Vaters und Schöpfers. —

Es sind während dieser Betrachtung über das Elysium die verklärten Berge des heimatlichen Kinzigtales längst in die Ferne gerückt, und vor meinem Blick liegt das obere Elztal wie auf einem smaragdgrünen, silberglänzenden Präsentierteller.'

Das obere Elztal hat mir noch nie besonders imponiert; es ist mir zu flach und zu waldlos.

Aber heute, da es so vor mir lag in der Vogel-perspektive, beglänzt von der Abendsonne, nahm auch es Anteil an der Verklärung, in welcher mir das Kinzigtal eben erschienen war. —

Oben an der langen Bergwand saß ein Hirtenknabe auf einem Felsen und sang lustig in die schöne Welt hinein, während seine Tiere friedlich unter ihm weideten.

Er kam mir in seiner Jugendseligkeit vor wie ein Verklärter der einstigen neuen Erde und vervollständigte das Bild, das ich mir eben vom zukünftigen Paradies ausgemalt hatte.

Es sollte aber noch besser kommen. Bald darauf stund ich auf der Höhe des Huberfelsens, den der Pfarrer Bähr auch für gehschwache Sterbliche besteigbar gemacht hat, stund oben ganz allein und rings um mich alle Schwarzwald-Herrlichkeit dreier Täler. Denn nun schauten auch die Berge, an deren Fuß die Gutach hineilt, zu mir herüber.

Von ferne ertönte noch der jugendselige, einsame Gesang des Hirtenknaben, sonst herrschte die Feiertagsstille der Natur ringsum. Die Waldbäume unten am Felsen spielten unhörbar mit

dem Sommerwind, und die Sonnenstrahlen huschten bei diesem Spiele leise durch die Blätter.

In Wahrheit, allein und fern den Menschen und ihrem Jagen und Klagen im Sonnenlicht da oben sitzen und in die stille Pracht dreier Schwarzwaldtäler schauen können, ist schon ein Stück vom Paradies der neuen Erde, auf der, außer der ewig grünenden und blühenden Natur, auch ewiges Licht sein wird.

Die unheimliche, finstere Nacht, das Sinnbild der höllischen Mächte der Unterwelt, wird nicht mehr sein. Drum wünschen wir jetzt schon unseren Toten, daß ewiges Licht ihnen leuchten möge. —

Auch des Entdeckers des Huberfelsens gedachte ich, des Pfarrers Bähr, und zollte meine Bewunderung seinem dichterischen Empfinden.

Man sagt gar oft, die katholische Religion sei die Religion des Gemüts, der Protestantismus aber die des Verstandes. Und trotzdem waren die größten deutschen Vertreter der Poesie, dieser Blume des Gemüts, Protestanten!

Es ist dies aber gar leicht erklärlich, weil der Dichter geboren wird, also seine Poesie schon

im Leibe hat, ehe er sich einem religiösen Bekenntnis zuwendet, obwohl dieses letztere sicher auch seine Einwirkung auf den jungen Menschen hat.

Ein weiterer Grund liegt darin, daß die katholische Religion von Anfang an und bis ins tiefste Mittelalter herauf das Bewundern und Verherrlichen der Natur und des Fleisches und alles dessen, was damit zusammenhängt, als etwas Heidnisches und Sündhaftes bekämpfte.

Daher die leiblich verzerrten oder abgemagerten Heiligenfiguren jener Zeit, und daher so wenig Lieder, die der schönen Natur galten.

Die Poesie war wesentlich eine religiöse oder sollte es nach dem Wunsche der Kirche wenigstens sein.

Die Minnesänger, die Natur und Liebe besangen, waren meist laue Christen und Lebemänner ersten Ranges. —

Kaum war ich wieder unten am Felsen eingestiegen, um ins Kinzigtal hinabzufahren, so tauchte plötzlich, wie ein Geist, hinter einer Wegbiegung der poetische Pfarrer von Prechtal in eigener Person auf.

Er hatte von meiner Anwesenheit in seinem

Dorf und von meinem Reiseziel erfahren und alsbald herausgefühlt, daß ich aus heiliger Scheu vor den Mittagsstunden meiner Nebenmenschen ihn nicht besucht hätte.

Er eilte mir auf einem viel näheren Gebirgsweg nach und traf mich bei der Abfahrt.

In vierzig Minuten hatte er, ein Bergsteiger erster Güte, den Weg zum Felsen, der mich zu Wagen fast zwei Stunden gekostet, zurückgelegt. Aber er ist auch von guter Familie und von gesundem Stamme.

Sein Vater war schon evangelischer Pfarrer in Offenburg, als ich noch Gymnasist in Rastatt gewesen, und er amtet heute noch in der gleichen Pfarrei, heute, da ich selber ein alter Mann bin.

Sein Sohn fuhr mit mir bis auf die Landwassereck, wo sich unsere Wege trennten, für ihn seinem stillen Dorfe, für mich meinem Grabe zu.

Es war sieben Uhr des Abends, da ich auf dem kleinen Hügel ankam, der die Grabstätte trägt. Ich traf noch die Italiener an der Arbeit, denn sie arbeiten im „Akkord“.

Und an welcher Arbeit treffe ich sie?

Sie belegen den Boden der Gruft mit Back-

steinen, und ich kann, weil die hellen Steine etwas licht machen, deutlich in die dunkle Kammer schauen, in dem mein Leib zu Staub werden soll.

So lange die Gruft noch nicht gewölbt war, lachten die Sonne und der Tag hinein. Heute aber ist fast eitel Finsternis und Nacht in der Grabeshöhle, in der die zwei Italiener knieend ihre Arbeit verrichten.

Sie legen Backstein neben Backstein, und jeden Stein, den sie aus dem Tageslicht in die Finsternis ziehen, sehe ich an als einen Gefährten und Zeugen meiner Verwesung, als einen Kameraden, der mit meinem toten Leib die Finsternis teilen, und den, wenn einst der Sarg dem Zahn der Zeit verfallen ist, meine Asche decken wird.

Sie sind, diese Steine, aus dem Lehm gefertigt, der sich am westlichen Fuße des Urwalds lagert, ziemlich genau da, wo einst der Kleeacker meines Vaters sich befand, auf dem unsere Magd, „die Bärbel", eine schlanke Jungfrau „ab dem Hessenberg", mich das Mähen gelehrt.

Die Bärbel ging bald hernach nach Amerika und ich zum Kaplan ins Studium.

Und heute, da ich in einem Alter bin, in

welchem ich bald selbst gemäht werde, kommen die Steine aus jenem Stück Erde und wollen meine Gesellschafter sein in Tod und Verwesung.

Damals, als ich in der duftigen Morgenfrühe der Maienzeit mit der Bärbel Klee holte für meines Vaters zwei Kühlein und ihn auf einem Karren heimzog, war eitel Frühling in uns beiden und außer uns.

Die Bärbel war ein lustiges, rotbackiges, goldhaariges Ding, ich ein fröhlicher Knabe, der Kleeacker in voller Blüte, und im nahen Walde besangen die Vögelein um die Wette den Frühling.

Und wenn wir heimfuhren, ich vorne am Handkarren als Ziehpferd in der „Lande“ und die Bärbel hinterdrein den Karren schiebend, pfiff ich lustig in den Frühlingsmorgen hinein und die Bärbel sang eines.

Heute ist alles fort, Jugend und Jugendsang, die Bärbel ist verschollen im fernen Westen, und ich bin ein lebensmüder Greis. Der Acker, auf dem der Klee stund, ist nicht mehr, und an seiner kleeblühenden Stelle gähnt ein Lehmloch, das seine Kinder herübergeschickt hat, meine Grabeshöhle zu wölben und zu decken.

Einst jauchzte und sang ich über diesen Lehmkindern, und nun werde ich bald, für immer verstummt, modern unter ihnen. —

Und während ich so denke, den Italienern zuschauend, zieht der Abend ins stille Tal zu meinen Füßen.

Die Schatten am „Bächlewald“ werden immer länger; die Sonne nimmt mehr und mehr Abschied von den Waldbergen im Westen; sie verklärt nur noch die Gegend am Hessenberg und macht sie so golden, wie einst das Haar der Bärbel gewesen; von den friedlichen Talgehöften zieht leise der Abendrauch der Herdfeuer in die weiche Luft, und vereinzelt kehren die Landleute von der Arbeit heim.

Wie lieblich, so sagte ich mir, von meiner dunkeln Grabeshöhle weg in das Tal hinabschauend, ist doch der Abend in der Natur und wie hart im Menschenleben!

Es gibt Dinge, die nie schön und nie lieblich, sondern stets hart und schwer sind. Zu diesen Dingen gehört das Alter und das Sterben. Auch das Sterben fürs Vaterland ist nicht „süß“, wie man den Schlachtopfern der Kriege so gerne vormacht.

Soll denn wirklich das Alter schön sein mit seiner Kraftlosigkeit, seiner Genußlosigkeit, seiner Kahlköpfigkeit und seiner Zahnlosigkeit, kurz mit all seinen Zeichen des Zerfalls und des nahenden Todes!

Soll das schön sein, wenn man, körperlich und geistig eine Ruine, bei schlechtem Wetter im engen Zimmer bleiben, bald da, bald dort am Leibe über Wehe klagen, mit Krankenkost vorlieb nehmen und jeden Trunk frischen Wassers und jede fröhliche Gesellschaft meiden muß!

Schön ist, menschlich gesprochen, nur die Jugendzeit, die Wetter und Wind trotzen, bisweilen ungestraft über die Schnur hauen und singen und trinken und springen kann nach Herzenslust.

Mit Recht seufzte darum der heilige Paulus in seinen älteren Tagen: „Wer wird mich erlösen vom Elend dieses Leibes!“

Schön ist das Alter nur vom weltentsagenden, asketischen Standpunkt aus. Es zwingt einen zur Entsagung, zur Selbstverleugnung und Abtötung. Aber es macht die Menschen auch, eben weil es im Grunde genommen nicht schön ist, mürrisch, weltschmerzlich und ungeduldig. —



Die Italiener haben Feierabend gemacht und ich schicke mich auch an, den Berg hinabzusteigen. Da kommt noch eiligen Fußes ein junger Mann zu mir heraufgeschritten.

Er stellt sich mir vor als ein Kinzigtäler aus Steinach bei Hasle, der Kellner ist im Touranie-Hotel in Boston in Amerika, alle meine Bücher sich übers Meer hat kommen lassen und jetzt auch den Verfasser sehen will.

Morgen reist er wieder ab übers große Wasser und freut sich, nachdem er wiederholt in Hofstetten nach mir gefahndet, den Alten noch vor seiner Abreise nach Amerika zu treffen.

Es ist ein stiller, bescheidener Mann, dieser Kellner, und hat etwas Vornehmes und Bestimmtes in seinem ganzen Auftreten, so daß auch ich mich freute, ihn kennen gelernt zu haben.

Niemals hätt' ich geglaubt, daß in Steinach ein so feiner Mann das Licht der Welt erblicken könnte. Denn ehedem, da ich noch jung war, galten die Steinacher Buben als die wildesten im Tale, wilder und roher als wir Haslacher, was viel heißen wollte. —

Ich sagte dem feinsinnigen Steinacher, als

wir im Tal unten angekommen waren, zum Abschied, wenn er nach Jahren wieder in die Heimat komme, dann könne und solle er mich dort oben besuchen als toten Mann.

Er versprach es mit Tränen in den Augen, denn er hat mich, wie er sagte, schon längst in Amerika lieb gewonnen.

Die Liebe eines braven, stillen Kellners gefunden zu haben, ist mir mehr als ein Ordenskreuz oder ein nichtssagender Ehrentitel. —

8.

Am 1. September.

Ich habe schon lange nicht mehr in Hofstetten übernachtet und darum schlief ich auch gar lange nicht ein.

Der Gedanke, daß ich hier bald für immer ausruhen könne, versöhnte mich mit dem langen Wachen.

Ich spann die Betrachtungen, die ich am Abend droben auf dem Berge angefangen, in den schlaflosen Stunden weiter. Das Rätsel unseres Daseins, die Armseligkeit und Flüchtigkeit unseres Lebens, seine Schmerzen und seine Leiden, seine Irrtümer und seine Sünden, zogen an meiner Seele vorüber, vorüber an der Seele des alten Mannes, der sich eben sein Grab gräbt.

Als es Mitternacht schlug vom nahen Dorfkirchlein, da dachte ich an das schönste Lied, das der Dichter Rückert geschrieben, und rief laut die Strophen in mein kleines, tiefdunkles Kämmerlein hinein:

Um Mitternacht
Hab ich gedacht
Hinaus in dunkle Schranken;
Es hat kein Lichtgedanken
Mir Trost gebracht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Nahm ich in acht
Die Schläge meines Herzens;
Ein einz'ger Puls des Schmerzes
War angefacht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Kämpft' ich die Schlacht,
O Menschheit, deiner Leiden;
Nicht konnt' ich sie entscheiden
Mit meiner Macht
Um Mitternacht.

Um Mitternacht
Hab ich die Macht

In deine Hand gegeben:
Herr über Tod und Leben,
Du hältst die Wacht
Um Mitternacht.

In Wahrheit, nur der Glaube an Gott, den Herrn über Tod und Leben, und an seine Offenbarungen gibt uns, wenn auch nicht volles, so doch genügendes Licht in die Finsternisse, Mitternächte und Rätsel unseres Daseins.

Wenn wir an das große Schachspiel zwischen Gut und Bös, zwischen Gott und Teufel glauben, an den Kampf, der begann, ehedenn die sichtbare Welt war, können wir vieles, sehr vieles erklären im Leben des einzelnen Menschen und der Menschheit.

Woher aber das Böse kommt und seine Macht, das wird uns hienieden nie klar werden. Doch es existiert, und seine Vertreter, der Satan und seine Dämonen, begegnen uns in den Religionen aller alten Völker vor dem Christentum, und ihr Wirken können wir täglich ersehen in und außer uns.

Satan hat, wie die alten Perser schon glaubten und lehrten, das Böse auch in die Menschheit

gesät und dem paradiesischen Zeitalter ein Ende gemacht.

Seit dem Abfall des Menschen von Gott, an welchen Abfall die Völker der alten Welt alle glaubten, ist Leid und Schmerz, Not und Tod sein Anteil und der Satan der Fürst dieser Welt.

Lüge und Unrecht, Sünde und Leidenschaft sind in ihr in alleweg tätig und sein Werk.

Die Erlösung bestand in der frohen Botschaft von einem anderen, besseren Leben, von einer Neuschöpfung der durch den Feind Gottes verwüsteten Welt, von einem neuen Himmel, von einer neuen Erde, wo weder Leid noch Schmerz, weder Not noch Tod herrschen werden, und von einem Gericht, in welchem das Böse endgültig gerichtet und seine Macht bleibend vernichtet wird.

Alle diese Lehren des Christentums, die mehr oder weniger dem Glauben und Hoffen der Menschen vor Christus entsprechen, gelten den glaubenslosen Leuten unserer Tage für heidnisch und einfältig. Allein diese Leute sind mit all ihrer Wissenschaft nicht imstande, uns etwas Gescheiteres dafür zu bieten.

Der Mensch in seinem Elend bleibt für jede

Philosophie und für jede Religion ein Rätsel ohne die Annahme, daß zu irgend einer Zeit einmal eine bleibende Verschlechterung seines Verhältnisses zu Gott und damit seiner Lage eingetreten ist.

Nur der Glaube an den Sündenfall erklärt uns, warum das höchste Geschöpf auf Erden das unglücklichste und das jammervollste ist. —

Lange nach Mitternacht schlief ich ein, wachte aber schon wieder, als der Meßner von Hasle die Betglocke läutete, die der Nord- und der Ostwind allzeit bis Hofstetten hörbar machen.

Sie hat einen Sprung (Riß), die alte, große Glocke von Hasle, und wimmert ganz kläglich das Tal herauf.

Sie gleicht mir. Sie hatte in meiner Knabenzeit noch keinen Mißklang und tönte morgens, mittags und abends hellauf und rein über meine Jugendseligkeit hin.

Heute habe ich auch schon längst einen Riß in der Seele und manchen Sprung im Kopf, und es kommen meist nur Mißklänge und Widersprüche aus meinem Innern.

Drum harmonieren wir zwei Alte vortrefflich,

und ich lauschte in der Morgenstille gerne den Mißtönen meiner Leidensgefährtin. —

Ein heller, warmer Herbsttag grüßt mich, da ich nach neun Uhr zur Kapelle hinaufschreite.

Der Samassa und der Provedan halten schon die erste Rast von der Arbeit, da ich oben ankomme. Sie gehen aber alsbald wieder ans Werk, der eine, um das innere Mauerwerk mit Weißputz zu versehen, der andere, um die Öffnung zur Gruft zu vergrößern, indem er mit einer Picke das Felsgestein loslöst.

Totenstille herrscht ringsum. Nur das Picken des Italieners ist hörbar. Ebenso still als begierig saugt die Natur das Sonnenlicht auf, dessen sie die vergangenen Wochen hindurch so sehr entbehrt hat.

Das Tal herauf kommt eine Gruppe Wanderer. Ich ahne Besuch, den ich nirgends unlieber habe als in Hofstetten und heute an meinem Grabe.

Ich verfolge sie spähenden Auges, bis sie von der „Mattenmühle" herauf in meine Gesichtsweite kommen.

Es ist der Bürgermeister von Hasle mit einigen Bürgern und dem Lehrer Laible. Sie

bilden das Komitee für das dem „närrischen Maler“, dessen Leben ich in meinen „wilden Kirschen“ beschrieben, errichtete Denkmal und wollen mit mir reden über die Enthüllungsfeier und ob ich nicht die Festrede übernehmen wollte.

Nichts hat mich mehr gefreut in den letzten Jahren, als die Bestrebungen der Haslacher, dem närrischen Maler ein kleines Denkmal zu setzen und so zu sühnen, was ihre Väter an dem unglücklichen Mann gefehlt haben.

Es bekommen in unseren knechtseligen Tagen so viele Menschen, die auf Thronen saßen und blutige Rollen in der Geschichte spielten, Denkmäler, daß es einen nicht knechtseligen Sterblichen freuen muß, wenn auch einmal einem Armen, einem Enterbten, einem Spitäler ein Denkstein gesetzt wird.

Daß ich der geistige Urheber dieses Denksteins geworden bin, freut mich doppelt, aber eben deshalb wollte ich nicht teilnehmen an der Festfeier.

Beim Huberfelsen war ich dabei. Der steht auf neutralem Boden; aber der Ehrenstein für den armen Maler steht auf dem Grund und Boden,

auf welchem mein Kinderhimmel sich abspielte, und der närrische Maler ist eine Gestalt der Erinnerung an diesen Himmel.

Drum würde mich schwachnervigen Mann, so ich hätte reden oder nur anwesend sein müssen, die Rührung übermannt haben bei der Erinnerung an jene Zeit, da der Maler Sandhaas als der närrische Maler und ich als der „Becke-Philipple" in Hasle umgingen, der letztere ebenso glücklich, als der erstere unglücklich.

Ich versprach den Komitee-Leuten aber einen Festredner zu besorgen und habe Wort gehalten.

Der Rechtsanwalt Otto Armbruster, mein Rastatter Studienfreund, von dem eigentlich die erste Idee zu einem Denkmale und die ersten Geldsammlungen ausgingen, hat die Rede gehalten und meisterhaft gehalten. —

Kaum waren die Haslacher fort, so erschienen zwei mir fremde, junge Leute auf der Anhöhe, ein *er* und eine *sie* — er einem Studenten und sie einem Pensionats-Dämchen gleichend.

Sie kamen auch zum Kirchhöfchen, wo ich bei meinen Italienern saß. Ich redete sie an. Ein Wort gab das andere, und bald hatte ich

erfahren, daß es zwei Geschwister sind, der Bruder richtig Student und sie eine junge Apothekerin. Beide aber sind die Kinder eines fürstenbergischen Beamten, der als Knabe mein Schüler war am Gymnasium zu Donaueschingen.

Soll es da nicht Zeit sein, sein Grab zu richten, wenn man die erwachsenen Kinder seiner Schüler trifft! —

Heute will ich wieder heim, aber nicht über „die Eck“, sondern über Hasle und durch das Mühlenbacher Tal und über den Heidenacker.

In Hasle angekommen, bekam ich ein Bild aus der Jugendzeit, dessen ich in meinem, diese Zeit betreffenden Buch nicht erwähnt habe, das mich aber so faßte, daß ich den Wagen verließ, um es mit allen Farben auf meine alte Seele wirken zu lassen.

Auf dem Marktplatz, im Schatten des „oberen Schulhauses“, saßen im nachmittäglichen Herbstsonnenlicht Knaben und Mädchen und zupften frische, duftige Hopfen.

Vor fünfundfünfzig Jahren bin ich auch da gesessen und habe Hopfen gezupft für den „Bierkrämer“. Es schien die gleiche Sonne, der Hopfen

duftete wie heute, seine Ranken waren gerade so hellgrün, wir Kinder gerade so fröhlich und emsig, den Korb voll zu bringen und ein paar Kreuzer zu verdienen, wie die heutigen Kinder.

Nur einen Unterschied, bei dem es sich um ein Stück Poesie handelt, fand ich zwischen den Enkelkindern jener Knaben und Mädchen, die mit mir einst Hopfen zupften, und zwischen uns.

Wir Knaben von dazumal hatten beim Hopfenzupfen jeder eine kleine Schachtel bei sich und kehrten, wenn die Ranken abgezupft waren, dieselben um und suchten auf der Rückseite der Blätter nach Schmetterlingspuppen, die sich nicht selten da eingesponnen hatten.

Es waren kleine, glänzende Puppen, die wir „Goldruppen" (Goldraupen) nannten und in den Schachteln aufbewahrten bis zum Frühjahr.

Wenn dann die Sonne den Schnee geschmolzen hatte auf den Höhen und warm an die Kammerfensterchen schien, hinter denen wir unser schlichtes Nachtlager hatten, so stellten wir die offene Schachtel vors Fenster und ließen ihre Strahlen auf die Goldruppen fallen, schauten fleißig dem Naturspiel zwischen Tod und Leben zu und freuten

uns, wenn der Schmetterling ausgeschlüpft war, langsam seine Flügel entfaltete und endlich davonflog.

Die heutigen Knaben wußten nichts mehr von dieser stillen, sinnigen Kinderfreude. Die liebe Poesie geht ja überall verloren in unserer prosaischen Geld- und Genußzeit, selbst beim Hopfenzupfen. —

Unter der frischen, fröhlichen Kinderschar, der ich blutenden Herzens einige Zeit zuschaute, saß eine uralte Frau und zupfte mit. Sie schaute mich blöde lächelnd an und nannte mich beim Namen.

Sie kam mir bekannt vor, aber doch nicht bekannt genug, um auch ihr den Namen geben zu können.

Jetzt nannte sie sich, und mich erfaßte ein mächtiges Staunen und noch größere innere Bewegung als bisher. Diese Frau, die ich längst tot wähnte, war schon verheiratet und meine Nachbarin, vor und zu der Zeit, da ich als acht- und zehnjähriger Knabe hier Hopfen zupfte.

Sie war meiner Eltern nächste Nachbarin geworden, da ich kaum das vierte Lebensjahr

erreicht hatte, und lebt heute noch, da ich selber ein greiser Mann bin, und zupft Hopfen, wie eine Urgroßmutter unter fröhlichen Urenkeln sitzend.

Nun aber glänzte über dieser steinalten, weiblichen Ruine meine Jugendsonne noch viel strahlender als über dem hopfenzupfenden Kindervolk.

Wie oft hat die Schwanenwirtin mich ausgescholten, wenn ich vor oder hinter ihrem Haus spektakelte!

Wie oft hat sie erklärt, der „Becke-Philipple“ sei der böseste unter allen Buben der Nachbarschaft!

Wie oft hat sie ihren Buben, die heute längst tot sind, den Umgang mit dem Becke-Philipple untersagt, weil er ein waghalsiger Kerle sei!

Wie oft hab ich sie aber auch geärgert, wenn ich, auf meinen hohen Stelzen daherschreitend, durch die oberen Fensterscheiben in ihre Stube schaute und spottete, weil sie keine Gäste in derselben habe!

Ich hätte weinen mögen, laut weinen angesichts der hopfenzupfenden Kinderschar und der steinalten Nachbarin und bei den Erinnerungen, die beide in mir wachriefen. —

Mein Weg führte mich vor dem Städtchen

draußen an dem Denkmal des närrischen Malers vorbei.

Es besteht aus einem Findling, den die Haslacher aus dem Urwald geholt, in welchem einst der arme Mann gehaust hat, einem bemoosten Granitstein, in den eine bronzene Porträt-Medaille desselben eingelassen werden soll, die ein Haslacher Bildhauer, Hubert Stelker, meisterhaft modelliert hat.

Der Stein ist von einer kleinen Anlage umgeben, und macht das Ganze dem künstlerischen Sinn der Haslacher alle Ehre.

Auch die unmittelbare Nähe des Armenhauses, in dem der Gefeierte seine letzten Lebensjahre verbrachte und wo er starb, stimmt vortrefflich zum Denkmalsplatz.

Der unglückliche Maler dürfte der einzige Mensch sein, der in einem Armenhause lebte und starb und trotzdem ein Denkmal erhielt. —

So hat der närrische Maler sein Denkmal und sein Lebensbeschreiber auch. Nur hat der letztere es sich selber setzen müssen in Grabmal und Kapelle, weil er, in diesem Punkte bescheiden, wohl einsieht, daß er es nicht verdient, daß an-

dere Menschen Geld ausgeben, um ihm einen Gedenkstein zu setzen. —

Die Heimfahrt durchs Mühlenbacher Tal war voll vom Zauber eines Herbstabends im Schwarzwald. Aber dieser Zauber wirkte heute nicht so auf mich, wie sonst. Ich war in meinem Innern zu sehr beschäftigt mit den Erinnerungen, welche die Hopfenjugend und die alte Schwanenwirtin von Hasle in mir wach gerufen hatten.

9.

Am 29. September.

Gestern morgen war mein alter Fuhrmann im Paradies, Wendel, der Roserbur, mit Rossen und Wagen in Freiburg und hat meine Pieta geholt samt dem sie schützen sollenden Stein-Baldachin.

Es hat Mühe gekostet, das Riemenschneidersche Kunstwerk im Sinne des Originals zu vergrößern. Aber es ist dem Meister Dettlinger und seinem Gehilfen vollauf gelungen, nach einem alten Kunstwerk ein neues zu schaffen. Und die Maler und Brüder Endres haben es bemalt, wie das Original bemalt ist.

In eine Riesenkiste verpackt, hat es der Wendel auf seinen Wagen geladen und samt den

Baldachin-Steinen von gestern mittag ein Uhr bis diesen Morgen um vier Uhr durchs Elztal und übers Gebirg und durch Hasle durch nach Hofstetten geführt.

Als ich diesen Mittag hier ankam, war alles schon oben bei der Kapelle. Da sie am Morgen die große Kiste durch den Dorfbach hinaufführten mit zwei Ochsen und vier Pferden, fragte der kleine, kaum vierjährige Knabe des Dorfschmieds: „Ist der Hansjakob schon g'storbe?" Das Kind glaubte, meine Leiche befände sich in der Kiste.

O du Kindermund, du Kindermund,
Prophetensprache kund,
Wie Salomo!

Der Kleine ahnte, daß eines Tages der Hansjakob kommen würde in einer Bretterkiste, um dort oben begraben zu werden, und er nahm diesen Akt heute schon mit seiner klugen Frage voraus.

Der Bildhauer Heinrich Hörner, der die Hauptsache aus dem gewaltigen Stein geschlagen in monatelanger Arbeit, war schon vor zwei Tagen angekommen.

Er hat in den Sockel, der die Gruppe

tragen soll, die von mir bestimmte Grabinschrift eingemeißelt. Ich habe dazu die Strophe aus der kirchlichen Sequenz „Dies irae“ gewählt:

> Qui Mariam absolvisti
> Et latronem exaudisti,
> Mihi quoque spem dedisti.

> Der Maria[1]) du bekehret
> Und den Schächer hast erhöret,
> Hast auch Hoffnung mir gewähret. —

Von nachmittags drei Uhr bis abends sieben Uhr bin ich heute auf der Höhe gewesen und habe den Stein- und Bildhauern zugeschaut, wie sie mühevoll die Pieta und den Baldachin aufstellten, ohne fertig zu werden.

Mir kam der Gedanke, wie da Mühe und Arbeit, Zeit und Geld verwendet wird, um Steine aufeinanderzusetzen und Kunstgebilde her- und aufzustellen, und wie dann der Zahn der Zeit wieder alles verwüstet und überall Ruinen schafft.

Was wird, um hoch zu greifen, in einem halben Jahrtausend aus meiner Kapelle und aus meiner Gruft geworden sein? Kein Stein wird

[1]) Die reuige Sünderin Maria Magdalena.

wohl mehr auf dem andern sein, und Ziegen werden weiden, wo sie gestanden.

Ich will zwar durch eine Stiftung Kapelle und Kirchhof zu sichern und in ihrem Bestand zu erhalten suchen. Aber wie lange dauern solche Stiftungen?

Es kommen Kriege, religiöse und politische Revolutionen, Länder- und Völkerteilungen und fegen alle diese Dinge weg wie der Wind die Spreu.

Wo sind die vielen Stiftungen, die vor der Reformationszeit gemacht wurden, wo diejenigen, welche bis zur großen französischen Revolution bestanden haben?

Drum gehört uns eigentlich nur die Gegenwart, die Vergangenheit steht außer unserer Macht, und was die Zukunft bringt, können wir nicht hindern. —

Leute, die heute zur Kapelle wallfahrteten bei dem sonnigen Herbstwetter, kamen und gingen. Die einen waren aus dem untern Kinzigtal, so eine Mutter mit zwei Töchtern aus Offenburg, die andern aus Hasle und aus dem Obertal.

Ein junges, frisches Maidle, das ganz allein

vom „Bächlewald“ her gekommen war, fragte ich nach Herkunft und Namen. Und siehe da — es war eine Enkelin des Specken-Hansen von Husen, des berühmten Kleinbrauers meiner ersten Studienzeit, der damals das beste Bier gemacht, und bei dem ich den ersten und den letzten „Rausch“ getrunken, wie ich in meiner „Studienzeit“ erzählt habe.

So wird man am eigenen Grab an seine früheren Sünden erinnert, und wo ich gehe und stehe und sitze in und um Hasle, da begegnen mir Menschen, die alte Erinnerungen wecken aus den Tagen fröhlichen Jugendlebens. —

Als ich vom Berge herabstieg, um meine Abendmilch zu verzehren, traf ich im Wirtshaus einen Mann, dem ich alsbald ansah, daß er nicht von Hofstetten sei. Er kannte mich, aber ich ihn nicht. Bald hatte es sich herausgestellt, daß ich seinen Vater und seinen Großvater viel besser gekannt habe.

Der letztere war Weber und Lehrer im Dorfe Bollenbach, eine halbe Stunde unterhalb Hasle am rechten Kinzigufer, und kam in meiner ersten Knabenzeit jeden Sonn- und Montag in die väterliche Stube, um seinen Schnaps zu trinken.

Sein Vater und sein Großvater waren schon Weber und Lehrer gewesen, hatten im Sommer gewoben und im Winter Schule gehalten.

Der Enkel des letzten Webers und Lehrers, den ich noch gekannt, ist heute auch noch Weber, und wenn es auf mich ankäme, müßte er auch noch Lehrer sein.

Bildung ist noch lange nicht alles. Zufriedenheit ist alles, und ich frage: War unser Landvolk zufriedener und auf seiner Scholle seßhafter, als es von seinen Dorfschneidern und Dorfwebern notdürftig lesen, schreiben und rechnen lernte, war es zufriedener, denn heute, wo die Kinder vollgepropft werden mit möglichst vielem Wissen und deshalb immer mehr in die Städte flüchten, weil sie bei ihrer Bildung sich für zu gut halten für Hacke und Spaten?

Die heutige Volks-Bildungswut, die sich schon bis zu der Volks-Hochschule hinauf genarrt hat, kommt schließlich, wie ich schon oft gesagt habe, den Sozialdemokraten zu gut. —

Das Volk, das die Mühen und Lasten des Lebens vorab trägt, das Landvolk, es hat nur ein Ideal, die Religion, und wenn man ihm dieses

nimmt und unnötige Bildung dafür gibt, so vermehrt man lediglich die Zahl der Sozialdemokraten.

Das schöne alte Lied, das vor fünfzig und mehr Jahren die Nationalhymne des Kleinbürgers und des Bauern war:

Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will;
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still —

ist längst verstummt, und das Unglück unserer Zeit ist, daß niemand mehr zufrieden sein will. Und je mehr man unser Volk durch Bildung und Kultur heben will, umsomehr verdirbt man es und um so unzufriedener macht man es.

Die Sozialdemokraten wissen, was sie wollen, wenn sie nach immer größerer Volksbildung rufen; die Regierungen aber wissen nicht, was sie tun, wenn sie dem Ruf, in den dummerweise alle Parteien einstimmen, nachgeben.

„Volksbildung" ist eins der vielen modernen Schlagwörter und eine der vielen Krankheiten unserer Zeit und gehört in die gleiche Schublade mit der Emanzipation der Wibervölker.

Um der erstern willen erreichen die Volks-

schullehrer alles, was sie wünschen, und in den Kammern ist ein wahres Wettrennen unter den Parteien; jede will ihrem begeisterten, warmen Herzen für Schule und Lehrer zuerst und am stärksten Ausdruck geben.

Die Lehrer müßten dumm sein, wenn sie diesen Zug der Zeit nicht so viel als möglich ausnützten. —

Ich traf heute abend aber doch noch einen zufriedenen Menschen, den Juden Kullmann, von dem ich „im Paradies" erzählt habe. Ich sah ihn nach langer Zeit wieder einmal in der Wirtsstube. Er ist äußerlich ganz der gleiche geblieben und immer noch mit wenigem zufrieden.

Wenn alle Juden so genügsam und so bescheiden wären, wie der Kullmann, so gäbe es nicht einen einzigen Antisemiten auf Erden.

Seine Stammesgenossen schimpfen über ihn, weil er faul sei. In meinen Augen aber ist er nicht bloß das Musterbild eines echten Israeliten nach dem Herzen Gottes, sondern überhaupt ein Mustermensch.

Er befolgt die Mahnung des Heilandes: „Sorget nicht ängstlich für den kommenden Morgen,

was ihr essen und trinken und womit ihr euch kleiden wollet."

Er ist zufrieden, wenn er hat, was er täglich zum Leben braucht, und das ist wenig. Er betet am Morgen zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, und dann geht er langsam in die Täler hinein und auf die Berge hinauf und forscht, wo was feil ist oder was gesucht wird.

Dann meldet er es dem besser situierten Handelsmann seines Volkes, und was er an Trinkgeld erhält, wenn auf seine Kunde hin ein Kauf zu stande kommt, davon lebt er.

Fürwahr, der Kullmann ist der Lazarus unter den Juden im Kinzigtal und in seinem heimatlichen Breisgau, aber er wird dereinst mit Abraham zu Tische sitzen im Reiche seines Gottes, und die Erde wäre ein Paradies, wenn alle Menschen zufrieden und genügsam wären, wie der Kullmann. —

In der Küche des Schneeballenwirts sah ich heute auch ein neues Gesicht, ein „Völklein", wie die Kinzigtäler Buren junge, dienende Mädchen und Hirtenknaben nennen.

Es war ein Mägdlein vom „Heidenstein".

Auch es weckte in mir Erinnerungen an die Jugendzeit. Ich erfahre von ihm nach kurzem Fragen, daß seine Großmutter die Magd ist, welche in meiner Knabenzeit bei meinem Vetter, dem Metzger-Franz, gedient hat, und daß sie noch lebt.

Vor vierzig Jahren war die Bärbel, eine kleine, heitere, lustige Person, schon verheiratet auf dem Heidenstein, wo ich sie besuchte, und vor fünfzig und sechzig Jahren war sie Magd in Hasle in einem Hause, in das ich mit des Hausherrn Sohn Geißen und Schafe und Kälber von den Bergen herabtrieb und zur Schlachtbank lieferte.

Daß auch die Bärbel heute noch lebt, hätt' ich nicht geglaubt, und sie und die alte Schwanenwirtin haben mich zu meinem großen Erstaunen überzeugt, daß die Sterne dritten und vierten Ranges an meinem Kinderhimmel noch nicht alle erloschen sind. —

10.

Am 30. September.

Frühzeitig saß ich in der Morgensonne auf dem Hügel und schaute wieder den Handwerksleuten zu, wie sie an der Aufstellung des Grabmonumentes und des dasselbe schützenden Baldachins sich abmühten, während die Maler das Mauerwerk und die Steine des Kirchhofs weiß und rot anstrichen und den Christuskopf über dem Portal malten und vergoldeten.

Dem Maler Endres half ein Arbeiter des Kanonenwirts und Malers Xaver Thoma von Hasle, eines Urenkels meines väterlichen Großvaters, des Eselsbecken. Der Arbeiter aber entpuppte sich als ein Enkel des Naglers Hievereck, der in meinen „wilden Kirschen" eine Rolle spielt

und in meiner Knabenzeit jeden Sonn- und Montag sang

Das neue Lied, das alte Lied
Von dem versoff'nen Nagelschmied.

So stoße ich, wie schon einmal gesagt, hierzuland überall auf alte Erinnerungen. Schau ich in Berg und Tal, so grüßt mich die alte Natur aus frischem Grün und jungen Tannen, und die Menschen, die mir begegnen, wecken die längst verschwundenen Gestalten ihrer Ahnen in mir auf und mahnen an die Vergänglichkeit.

Diese Mahnungen gestalten sich um so lebhafter, wenn sie einem begegnen am Bau des eigenen Grabes.

Es wird nicht oft vorkommen, daß ein lebendiger Mensch zusieht, wie andere ihm seine Totenstätte zurichten, und jenes alte Weiblein, das mir diesen Morgen beim Heraufsteigen am Dorfbach begegnete, hatte nicht so unrecht, als es meinte: „Herr Pfarrer, Ihr sinn (seid) doch nit ganz rächt im Kopf, daß Ihr in letzter Zit so oft hierher kommt und zuschaut, wenn sie Euch das Grab zurichten. Des isch jo ganz schutzlich (schauderhaft)".

Ich gab ihr lachend zur Antwort: „Daß der Pfarrer Hansjakob nicht ganz recht im Kopf sei, wäre eine alte Geschichte, die nicht bloß sie, sondern auch noch viele andere Leute glaubten und er selber."

„Sie sei", fuhr ich fort, „Spinnerin und sie werde am besten wissen, daß, wenn sie am Abend aufhöre mit Spinnen, bloß das Rad still stehe und tot sei, aber nicht die Spinnerin."

„So sei es auch mit unserm Leben. Der Leib sei das Spinnrad, die Spinnerin die Seele, und beim Tod stehe nur das Rad still, aber nicht die Spinnerin."

„Drum sei es nicht schutzlich für die Seele, zuzuschauen, wie ein Grab gemacht werde für ihr Spinnrad."

„Ferner wolle ich sie fragen, ob sie nicht dabei sein könnte, wenn man eine Grube machen würde für einen ihrer alten, abgetragenen Röcke, den sie nicht mehr gebrauchen könne, oder für ein altes Spinnrad?"

„Jo frili," gab sie zur Antwort, „des könnt' i."

„So kann auch der Hansjakob," schloß ich die Unterredung, „zuschauen, wie man das Grab

gräbt für seinen alten, abgebrauchten und baufälligen Leib, den die Seele im Augenblick ihres Scheidens ablegt, auf daß er Staub werde wie alles Irdische."

„Nicht das Begraben ist schutzlich, sondern das Sterben."

„Der Hansjakob kann ebe alles uslege," meinte jetzt die alte Dame und hinkte über die Brücke hinüber in das Haus ihres Bruders Wendel, des Roserburen, wo sie ihre angeborene Herberge hat. —

Ruhigen Blutes zuschauen, wie man ihm das eigene Grab zurichtet, kann nur derjenige, der entweder nicht „recht im Kopf ist" und deshalb keine Freude am Leben hat, oder der an die Unsterblichkeit der Seele glaubt.

Da aber beide Bedingungen bei mir zutreffen, so sitze ich immer wieder stundenlang bei und in meinem Kirchhof und schaue in die eigene Gruft, als ob mich die ganze Sache nichts anginge und als ob man sie herstelle für einen mir gänzlich fremden Menschen.

Ja, ich muß, wie schon einmal gesagt, mich von Zeit zu Zeit mit Gewalt daran erinnern, daß die Sache mir gilt. —

Unsterblichkeit! größtes und beseligendstes Wort, bist du Wahrheit oder Wahn, ein Wahn, der uns dem Tode verfallenen und dem Staube zueilenden armen Menschen beglückt?

Wer hat dieses Wort erfunden? Dieses Wort, an das alle Menschen zu allen Zeiten in ihrer überwältigenden Mehrheit geglaubt haben?

Ich sage, dieser Glaube konnte in der Menschheit nur entstehen, wenn er von Anfang an in der menschlichen Seele gewohnt hat.

Nie wäre der Mensch von sich aus zum Glauben an seine Unsterblichkeit gekommen, weil er an sich und um sich allzeit das Gegenteil von Unsterblichkeit, nämlich Tod und Vergänglichkeit, gesehen hat und noch sieht.

Auf dieser armen Erde stirbt alles; alle einzelnen Menschen sterben, alle Pflanzen und alle Tiere. Nur die Art und die Gattung setzt sich fort.

Die Idee des Todes wäre uns also die einfachste und natürlichste, aber keineswegs die Idee der Unsterblichkeit, drum nennen wir uns auch mit Vorliebe sterbliche Menschen. Und mit Recht.

Alles sagt uns ja, daß wir sterblich sind,

und deshalb nennen wir uns gerne so und zwar uns allein.

Wir reden nicht von sterblichen Tieren und von sterblichen Pflanzen. Warum nicht? Weil es sich bei ihnen von selbst versteht, bei uns aber nicht.

Das Sterblich-Sein sagen wir uns vor, weil wir ahnen und fühlen, daß es für uns ein Unglück, ein Ungewöhnliches ist.

Daneben reden wir aber bei jeder Gelegenheit von ewiger Ruhe und ewigem Frieden, von ewiger Liebe und von ewiger Treue, weil wir die Idee des Ewigen und des Unsterblichen in uns tragen.

Die Unsterblichkeit muß aber auch deshalb wahr sein, weil die Menschheit ohne diese Idee, ohne diesen Glauben nicht existieren könnte.

Wenn man den Menschen diesen Glauben nehmen, wenn man uns von Jugend auf lehren würde, daß das gegenwärtige Leben alles, die einzige Stätte unseres Glücks und unseres Unglücks sei, dann würde die Erde in Bälde eine Räuberhöhle und eine Mördergrube sein.

Von einem Wahn aber können Gerechtigkeit

und Tugend und der Bestand der menschlichen Gesellschaft nicht abhängen, also muß der Glaube an die Unsterblichkeit wahr sein.

Dieser Glaube muß, wie schon ausgeführt, auch deshalb wahr sein, weil wir hienieden unser heißestes Verlangen — das Glück, nicht finden.

Glück gibt es hienieden nirgends, höchstens im Neste der Turteltauben und in erlogenen Romanen.

Das Glück, das unsere Seele verlangt, muß also irgendwo anders existieren — im Lande der Unsterblichkeit.

Darum schreibt schon der große heidnische Weltweise Plato: „Wir glauben nicht, daß die Fleischmasse, die wir ins Grab legen, der Mensch sei, weil wir wissen, daß derjenige, der in dem toten Leibe lebte, in ein anderes Land geschieden ist, nachdem er beendigt, was er in diesem zu tun hatte."

Hatten alle alten Völker die Idee der Unsterblichkeit in dieser oder jener Art und Abart, so hat das Christentum diese Idee ins rechte Licht gesetzt und uns gesagt, dieses irdische Leben sei im Grunde genommen nichts, das ewige aber alles.

„Was nützt es dem Menschen," spricht Christus, „wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden nimmt an seiner Seele?"

Und das Christentum hat ferner, und das ist das Große an ihm, das ewige Leben auf demokratische Grundlage gestellt, indem es alle Menschen, vorab aber die Armen, die Mühseligen und die Beladenen zur seligen Unsterblichkeit beruft.

Bei den Heiden wurden nur die oberen Zehntausend, die Könige, die Kaiser, die berühmteren Professoren und Weltweisen, unter die Götter und ins Elysium versetzt.

Die allzeit knechtschaffenen Deutschen haben in ihrer heidnischen Zeit nur die Kriegshelden, die Heerführer und Herzoge der Gesellschaft des Obergottes Odin gewürdigt, und der Römer Tacitus, sonst ein vernünftiger Mann, meinte, nur große Seelen lebten ewig fort.

Im Christentum sind in erster Linie berufen die Kleinen, die Geringen, die Armen, die von den Großen Unterdrückten, die Trauernden — die Reichen aber, die Stolzen, die Tyrannen werden in die Hölle gestoßen.

Im Jenseits, und das ist noch der einzige

Trost für die enterbten und gedrückten und ausgebeuteten Volksmassen, werden die hienieden Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein.

Ja, die armen Lazarusse kommen in Abrahams Schoß und die reichen Prasser werden in die Hölle begraben! Und die frohe Botschaft von einem anderen, besseren Leben gilt, wie der Heiland selbst sagt, in allererster Linie den Armen und allen jenen, die hienieden keinen „Himmel" haben.

Und weil unsereiner fast allzeit zu den Mühseligen, mit Schmerz und Leiden Beladenen gehört hat, und weil er seine vielen Sünden täglich abbüßen kann durch seine täglichen, seelischen Qualen, drum läßt er in aller Gemütsruhe seinen alten Leib da oben niederlegen und hofft für seine Seele ein gnädiges Gericht und ein fröhliches Wohnen im Lande der Lebendigen. —

Die Auferstehung des Leibes war mir allzeit der unbegreiflichste Glaubenssatz, so sehr es auch harmonisch ist, daß Leib und Seele ihrer ursprünglichen Bestimmung, der Unsterblichkeit, zurückgegeben werden.

Ich wäre mit der Unsterblichkeit der Seele zu-

frieden, und es würde mir vollauf genügen fürs ewige Leben, wenn ich um meine Kapelle und um meinen Kirchhof schweben dürfte ewiglich und ewiglich hinabschauen könnte ins Tal der Jugendseligkeit und hören und sehen könnte, was da vorgeht.

Freilich noch schöner müßte es sein, wie ich es schon oben ausgesprochen, aufzuerstehen und mit den Auserwählten im Lichtgewande der Verklärung auf der neuen Erde wandeln zu können unter ewig grünen Palmen und auf ewig blühenden Gefilden. —

Was uns Menschen kurios vorkommen wird im ewigen Leben, das ist der Mangel an Schlaf. Ewige Ruhe wünschen wir unseren Hinübergegangenen, und doch werden sie ewiglich ruhen ohne Schlaf, d. i. ohne das, was wir Ruhe nennen.

Sie werden ewig wachen, ewig lebendig sein, ewig Gott loben und ewige Freude genießen.

Wie das möglich ist, begreifen wir hienieden nicht, hinieden, wo das schönste Freudenfest, wenn es acht Tage dauern würde, uns entsetzlich langweilig vorkäme und wo der Schlaf oft unser einziger und unser bester Freund ist.

Von der Ruhe in Gott und von der Seligkeit in seinem Anschauen haben wir eben, so lange wir im Fleische leben, keine blasse Ahnung. —

Wiederum saß ich heute den ganzen Tag auf der Höhe, bis alles fertig und aufgestellt war.

Es dämmerte schon und es ging gegen sieben Uhr des Abends, da die Handwerksleute ihr Werk vollendet hatten und bergab zogen.

Ich blieb noch einige Zeit in der Dunkelheit oben stehen und lehnte mich wieder an eine der drei Birken vor der Kapelle und schaute ins stille Tal hinab.

Eben läutete wieder die große Glocke von Hasle das Tal herauf und den Abend ein.

Auch ihre Tage sind jetzt gezählt. Die Haslacher wollen eine neue Kirche bauen. Es haben ihnen drei alte Haslacherinnen in Frankreich, wohin sie durch die Revolution von anno 1849 mit ihrem Vater, einem wackeren Freiheitsmann, gekommen waren, hunderttausend Mark vermacht zum Kirchenbau.

Bei der Gelegenheit wird auch die alte Ruferin umgegossen werden und verjüngt die Betzeit verkünden, dreimal des Tages. Und

dann werden ihre Töne wieder jahrhundertelang leise über mein Grab hinziehen, ohne daß ich sie höre.

Aber sie gehört auch zu jenem Reich der Natur, dem der Schöpfer hienieden schon Unsterblichkeit verliehen hat. Die Mineralien sind unsterblich, bis sie am Ende der Zeit in der Feuersglut zerschmelzen und aufgelöst werden zu neuen, herrlichen und unsterblichen Gebilden.

Doch sind sie bis dahin mit einer Unsterblichkeit begabt, durch die sie alle anderen Geschöpfe übertreffen.

Wie Gott oft das Kleinste nimmt, um das Größte zu beschämen, so hat er die unterste Stufe seiner Geschöpfe, die Steinwelt, zur wichtigsten gemacht im Haushalte der Natur. Sie ernährt Pflanzen und Tiere und Menschen und besitzt Schönheiten und Kräfte, die wir bis jetzt wohl nur zum kleinsten Teile kennen. —

Es lag, als die Glocke verklungen, eine wunderbare Ruhe über der Natur, wie sie nur die Herbstabende hervorbringen.

Zur Sommerszeit, wenn die Nacht anfängt, Feld und Wald und Berg und Tal in ihre weichen

Arme zu schließen, zirpt in der Dämmerung noch die Grille, verspätete Vögelein zwitschern noch aus Wald und Hurst ihr Nachtlied, die Eule und der Uhu lassen ihre schwermütigen Rufe ertönen, und die Ruhe in der Natur ist nicht vollkommen.

Im Herbst aber zirpt keine Grille, singt kein Vögelein, ruft keine Eule, und gänzlich ungestört senkt sich die Nacht auf Berg und Tal, auf Wald und Wiese, auf Dorf und Bach.

Und über all dieser wunderbaren Ruhe erhob sich heute über die Tannenwipfel herauf der große Zauberer der Nacht, der fast volle Mond, und verklärte die ins Dunkel gebettete Natur mit seinem silbernen Licht und machte sie zu einem Gefilde im Lande der Seligen.

Auch meine Kapelle und meine Grabstätte vergaß er nicht bei dieser Verklärung. Über beide warf er sein weiches, magisches Licht, als wollte er sie besonders bestreuen mit seinem Silberschaum, denn auf den weißen Flächen des Mauerwerks glänzte geisterhaft sein milder Schein.

Wär' ich ein Heide gewesen, ich wäre niedergekniet und hätte gebetet: „Heilige Mondgöttin, vergiß, wenn ich armer Mensch einmal hier unter

der Erde liege, niemals mit deinem friedlichen Zauber auch mein Grab zu grüßen, zum Zeichen, daß die Seele desjenigen, dessen Leib hier unten vermodert, den Frieden hat, den dein stilles, heiliges Licht der dunklen Erde verkündet und verleiht!" —

Die Birken lispelten im Nachtwind, der Mond warf sein liebes Licht schon hinüber auf die andere Talseite, von den Gehöften herauf zuckten die Lichter, um welche friedliche Menschen ihr Abendbrot nahmen und ihr Nachtgebet sprachen, als auch ich meinen Standort verließ und hinabschritt ins stille Dorf.

Am andern Morgen fuhr ich wieder gen Freiburg, nicht ohne vorher noch einige Zeit bei meinem Grab verweilt und mich gefreut zu haben, daß alles jetzt schon schön und harmonisch hergerichtet ist für einen Toten, der ich bald selber sein werde. . . .

11.

Am 8. Oktober.

Als ich am ersten dieses Monats nach Freiburg zurückkam, war der Professor und Bildhauer Dietsche aus Karlsruhe da.

Dieser liebenswürdige Künstler muß sonderbare Augen haben; er behauptet seit Jahr und Tag, ich hätte einen Kopf, der ihn reize zum Modellieren.

Verschiedentlich ließ er mich deshalb seit zwei Jahren durch einen Agenten, den er in der Person des Landtagsabgeordneten Fischer von Freiburg engagiert hatte, angehen, ihm doch auf seine Kosten zu sitzen zu einer Büste in Lebensgröße und zu einer Statuette.

Ich sagte immer nein, weil es sich nicht ge-

zieme, daß geborene Bäckersbuben und Proletarier sich plastisch wiedergeben lassen. Das geziemt sich nur für die Großen der Erde, für Könige und Kaiser, für die zunftmäßigen Fürsten des Geistes und für Geldprotzen erster Güte, aber nicht für unsereinen, der sich durch solche Dinge höchstens lächerlich macht.

Drum wehrte ich mich auch immer gegen die Sache. Da kam der Professor diesen Sommer einmal selber zu mir in die Karthause und wiederholte dringend seinen Wunsch. Er wolle auf der Weltausstellung in St. Louis seine Kunst zeigen und dazu bedürfe er besonders meines alten, derben Bauernkopfes.

Als ich ihm wiederholte, was ich schon oft seinem Agenten gesagt, er bringe mich in Verlegenheit und stemple mich alten Demokraten zum alten Gecken, wenn ich nachgäbe — da meinte er: „Es ist Ihnen schon manch ein Mensch Modell gesessen zu Ihren Volksbüchern. Sie dürfen deshalb wohl auch einmal einem Bildhauer sitzen, der an Ihnen zeigen möchte, was er kann.“

Dies schlug durch, und ich erbot mich, ihm

zu sitzen auf seine Rechnung und Gefahr und unter der Bedingung, daß er seine „Schöpfung“ nicht in Freiburg ausstellen werde.

So kam es, daß ich ihm in der vergangenen Woche einige Tage gesessen bin, wobei es mich am ersten Tage schon reute, das Versprechen gegeben zu haben. Denn obwohl ich morgens nur zwei Stunden und nachmittags ebenso viele mich zum Opfer hingab, merkte ich doch alsbald, daß das eine Plage ersten Ranges sei für einen nervösen Menschen.

Ich bat an den folgenden Tagen den Künstler wiederholt, von seinem Vorhaben abzustehen; aber er ließ mich nimmer los.

Und als ich, während des Sitzens, im Gespräche die Geschichte seines Lebens kennen gelernt hatte, wurde mir die Qual etwas leichter. Einem so braven und bescheidenen Mann, wie Professor Dietsche, der sich aus den armseligsten Verhältnissen, ohne je einen Kinderhimmel gehabt zu haben, und unter den größten Entbehrungen heraufarbeiten mußte, einen Dienst zu leisten, wenn man kann, ist Christenpflicht.

Gestern abend ging er weg, um die folgenden

Wochen jeweilig einige Tage wiederzukommen — und ich fuhr heute nochmals meinem Grabe zu.

Es ist ein wahrhaft goldener Herbsttag, da ich, um elf Uhr in Elzach angelangt, mit dem Hämmerle wieder übers Gebirg fahre.

Auf der „Herne" in lichtem Föhrenwald treffe ich ein altes Männlein, das hemdärmelig, den Rock am rechten Arm, rüstig vor mir herschreitet. Ich frage ihn, ob er auch mit ins Kinzigtal hinab wolle, und als er dies bejaht hatte, lade ich ihn ein, mit mir zu fahren.

Das Männlein ist älter denn ich und kennt mich, während ich ihn noch nie im Leben gesehen.

Er ist der „Bergbur" aus dem Leimental, eine Stunde östlich von dem Ort unseres Zusammentreffens. Er ist aber der kleinste Bur im Elztal, denn er hat nur „drei Stückle Vieh", zwei Kühe und einen „Aufzügling".

Dagegen hat ihm sein Weib neun Kinder geboren, die aber alle „verwachsen", d. i. groß und alle fort sind vom Vaterhause.

Drum muß er mit der Mutter seiner Kinder sein „Höfle allein umtriebe". Aber er, der Bergbur, und sein Weib „schaffen gern und leben gern".

Als ich ihm sagte, daß ich auch gern schaffe, aber nicht mehr gerne lebe, da meinte er: „Ihr henn (habt) ebe Kopfarbet, und die macht kranke un wunderliche Lüt“.

Heute ist er auf einer Besuchsreise zu einem seiner Söhne, der in Nußbach bei Triberg Kreuzwirt ist. Er hat da als Zimmermannsgeselle gearbeitet und im Kreuz gegessen, und als der Kreuzwirt starb, hat die Wirtin den jungen Gesellen geheiratet. Dieser ist als Kreuzwirt nach der Aussage seines Erzeugers schon „wüst“ (gewaltig) vorwärts gekommen.

Der Vater hat ihm auf dem letzten Viehmarkt in Hasle eine Kuh kaufen und schicken müssen, und jetzt will der alte Bergbur schauen, wie sie ausgefallen ist.

Wer, um zu schauen, was eine Kuh macht, eine Reise tut, ist sicher ein lebensfroher Mann, der sonst keinen Kummer hat. Und als solchen beneidete ich den Bergbur, da wir in Hofstetten einander verließen und er stillvergnügt mit meinem Wagen Hasle zufuhr. —

Ich hatte für diesen Nachmittag, und das war der Zweck meines heutigen Kommens, den

Gärtner Winterer von Hasle zu meinem Grabe bestellt, damit er Herbstblumen darauf setze und die Umgebung des Kirchhofs und der Kapelle mit meinen Lieblingsblumen, mit Heidekraut und mit Ginster, anpflanze.

Rechts und links der Treppen, die zur Kapelle führen, sollen Wacholder-Bäumchen sich erheben.

Ich saß lange oben und wartete auf den Gartenkünstler. Aber die Zeit wurde mir nicht lange. Die Herbstsonne verklärte drunten im Tal das Stückchen Erde, auf dem mein Kinderhimmel sich befand, und ich überdachte die Zeit, die verschwunden ist, seitdem ich diesen Himmel verließ, um als Studenten-Knabe das Elend meiner ersten Studienzeit zu beginnen, bis heute, da ich an meinem Grabe sitze und auf den Gärtner warte, der die Stätte des Todes mit Leben bepflanzen soll.

Rosen haben mir seitdem nie geblüht in dieser langen Zeit; drum soll diese Königin unter den Blumen unseres Landes auch mein Grab nicht schmücken.

In meinen Flegeljahren war ich wild und in den darauf folgenden Lebensjahren bald gerne

ein Einsamer. Drum sollen wilde Blumen, die einsam blühen auf öder Heide, mich umgeben im Tode. Und dazu passen das Heidekraut und der Ginster und der Wacholder am besten.

Klein, winzig klein, wie die Röslein am Heidekraut, waren die Freuden meines Lebens; rauh wie ein Besen aus Ginsterholz fuhr das Dasein über meine Seele hin, und herb und bitter, wie die Beeren des Wacholderstrauches, ziehen seit vielen Jahren die Tage an mir vorüber.

Also Ringgeißen, Ramsen und Reckholder, wie das Landvolk in dieser Gegend die genannten Pflanzen nennt, sollen meine Grabesstätte umgeben.

Verwandt und nützlich sind alle drei dem Volke. Hat der arme Taglöhner und Kleinbauer wenig Stroh in der Hütte, so holt er Ringgeißen auf der Heide und streut sie seinen Kühlein in den Stall.

Will er seinem Weib einen rauhen Besen machen, der „das Gröbste“ wegnimmt in Küche und Stube, so holt er Ramsen auf der gleichen Heide.

Und wenn er im Winter die Überreste seines

geschlachteten Säuleins ins Kamin gehängt hat, so geht er hinaus auf das schneebedeckte, öde Land und haut einen Arm voll Reckholder ab und räuchert damit das Fleisch.

So wie der Bauer diese Pflanzen verwendet, so geht es ihm selber. Auf ihm, als der untersten Lage der Menschheit, liegen und stehen, stampfen und trampeln die „bessern" Menschen, wie Kühe und Ochsen auf dem Heidekraut, verkennend, wie diese Tiere, daß das Volk wie das Heidekraut sinnige, kunstvolle, wunderschöne Rosen birgt.

Und wie der Ginster trotz seiner goldigen Blumen zum Besen wird, mit dem man allen Schmutz ausfegt, so muß das Landvolk mit seinem gesunden Blute Siechtum und Krankheit und Tod mit all ihrem Unrate wieder hinausfegen aus den lebenden Kirchhöfen, zu denen die großen Städte werden.

Und so wie der Wacholderstrauch die Fäulnis abhalten muß vom Fleisch und ihm Wohlgeschmack verleiht, so muß das Landvolk der Fäulnis wehren und wieder Geist und Leben bringen in die vom Kulturleben entarteten und angefressenen und ausgemergelten Städtemenschen.

Und hab' ich nicht selber viele Ähnlichkeit mit dem Pflanzenschmuck meiner Grabstätte?

Sind meine Leistungen im Leben nicht klein, winzig klein, wie die Röslein auf der Heide?

Ist meine Schreibart als Schriftsteller nicht rauh und grob wie ein Besen aus Ginsterholz?

Und schmecken meine Gedanken nicht vielen Lesern und Leserinnen herb und bitter wie Wacholderbeeren?

Und gingen nicht die Stürme und Kämpfe des Lebens über mich hin, wie Wetter und Wind über diese einsamen Heidepflanzen? —

Während ich so phantasierte, jauchzte ein Hirtenknabe auf der Südseite des Berges, auf dessen Nordspitze meine zwei Heiligtümer stehen, jauchzte ins sonnige Herbstland hinein, jauchzte aus voller Jugendfröhlichkeit heraus.

Das Jauchzen der Jugend ist kein Gesang für einen alten Mann, der an seinem Grabe steht Ein solcher hört lieber den Psalm „Miserere", als ein Hirtenjauchzen.

So wehmütig mir diese Lebensfröhlichkeit an die Seele schlug, ebenso sehr gönnte ich sie dem kleinen Hirten.

Weit drunten im Tale seh' ich die Matten im goldenen Herbstlichte liegen, die Matten „auf dem Brühl", wo einst auch ich gejauchzt habe neben den Kühen meines Vaters. Und es sprach in mir: „Jauchze, jauchze nur zu, du kleiner Hirtenbube dort drüben jenseits der lichten Birkenbäume, jauchze nur! Es kommt schnell genug die Zeit, wo dir's nimmer ums Jauchzen sein wird, und gerade unter dir liegt neben dem kleinen Dorfkirchlein schon der Friedhof, der eines Tages auch dich aufnimmt."

Wie manchmal, so sagte ich mir weiter, werden die Hirtenknaben drüben im Ullerst-Tälchen jauchzen, wenn du da unten liegst und moderst!

Und wie viele Jahre werden die Blumen blühen an Ginster und Heidekraut, und du siehst ihr Blühen längst nicht mehr! —

Ich hätte mir wohl noch vieles gesagt, aber endlich kam der Gärtner, und er stund hinter mir, ehe ich sein Kommen bemerkt. Versunken in ein Meer von bitteren Gedanken, hatte ich ihn gar nicht gehört.

Er versprach mir, schon in der kommenden Woche Heidekraut und Ginster und Wacholder

zu setzen, und dann schritten wir miteinander den Berg hinab.

Ich wollte auf den Schnellzug nach Husen, und Meister Winterer, in seinem Fache ein Meister ersten Ranges, fuhr mit mir bis Hasle.

Er ist nur ein Jahrzehnt jünger als ich, aber ich habe trotzdem noch seinen Großvater gekannt, der Martin hieß und ein greiser Fuhrmann war, wohl der stillste und solideste seines Standes zu meiner Knabenzeit. Er fuhr jede Woche mit seinem Rößlein nach der Industrie-Stadt Lahr und holte Kolonialwaren, und ich mußte oft für meine Großmutter und ihren Kramladen Botengänge machen zum alten Marte.

Sein Enkel ist heute ein wohlhäbiger Mann, der es an irdischem Gut sicher weiter gebracht hat, als unsereiner mit all seinem Studium.

Vor dem Dorfe draußen trafen wir den langjährigen Reichstagsabgeordneten und Fabrikanten Schättgen von Hasle. Er hatte mich besuchen wollen und fuhr nun mit uns zurück in unsere Vaterstadt.

Schättgen ist auch jünger als ich und hat es aus eigener Kraft zum derzeitig reichsten Mann in Hasle gebracht.

So saß ich als armer Mann zwischen zwei reichen.

Doch ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß, wenn ich nicht studiert, ich sicher hätte Bäcker werden müssen und dann gewiß noch viel ärmer wäre, als heute.

Ich tröstete mich ferner mit der Überzeugung, daß man die Anlage und Fähigkeit, reich zu werden, mit aus den Windeln bringen muß, d. h. als Erbstück. Nun ist aber in meiner Familie allzeit mehr erbliche Anlage vorhanden gewesen zur Lumperei und zur Verschwendung, als zum Gegenteil.

Und endlich tröstete ich mich mit den Worten des Dichters:

Mein Herz, du mußt nicht klagen,
Und fiel dein Los auch schlicht;
Du kannst deine Schmerzen sagen,
Und Tausende können's nicht. —

In Haslach besuchte ich noch den Pfarrer, um einmal die Pläne zum neuen Kirchenbau zu sehen. Was mir daran am besten gefiel, war der Umstand, daß der alte gotische Kirchturm stehen bleiben soll.

Er war mir in der Knabenzeit ein besonderes Heiligtum, zu dessen Obergeschossen nur

unser Nachbar, der Uhrmacher Zachmann, die Schlüssel hatte. Und wenn der mich bisweilen einlud, ihn zu begleiten, wenn er die Turmuhr aufzog, und ich durch die Ladenritzen auf das Städtle und besonders auf mein Elternhaus hinabschauen konnte, so war mir das ein höherer Genuß, als wenn mich heute ein Fürst zu seiner Tafel „ziehen würde". —

Der Pfarrer begleitete mich dann das abendliche Tal hinauf nach Husen, von wo der Schnellzug mich rasch wieder nach Freiburg brachte, das ich nun in diesem Jahre nicht mehr verlassen werde.

Beim Abschied hatte mir aber der Pfarrer versprechen müssen, in der Allerseelenzeit meinen Kirchhof einzusegnen. —



12.

Am 20. Mai 1904.

Seit dem 8. Oktober vergangenen Jahres bin ich weder mehr auf einer Eisenbahn gefahren, noch bin ich an meinem Grabe gewesen.

Der Pfarrer Albrecht von Hasle, der richtig in der Allerseelenzeit meinen Friedhof eingeweiht, hatte mir mitgeteilt, das Grabmonument, die Pieta, leide unter der Ungunst der Witterung, weil der Baldachin es nicht genug schütze.

Ich wollte aber den Winter vorübergehen lassen, um den Schaden recht ersehen und ihm gründlich abhelfen zu können.

So fuhr ich denn heute mit den nötigen Handwerksmeistern auf der zeitmordenden Elztal-bahn gen Hofstetten. Bei mir hatte ich den

Glaser Rauch, gebürtig aus Königheim im Taubergrund, den Schlosser Heck, ein Durmersheimer Kind und ein Kunstschlosser ersten Rangs, und den Maler Endres. Dieser sollte den Schaden ausbessern und die beiden andern beraten über eine Glaseinfassung zum Schutze des Grabmals.

Heck sollte zugleich die kleine schmiedeiserne Laterne in der Kirchhofsecke, für die in der Steinarchitektur ein Platz vorbehalten war, anbringen.

In ihr soll nach meinem Tod an meinem Sterbetag und am Allerseelentag ein Lichtlein brennen zur Seite des Grabmals, ein Lichtlein als Sinnbild des ewigen Lichtes, das der arme Sünder, der da begraben liegt, erwartet in der jenseitigen Welt. —

Ich sah heute an den Bahnhöfen zum erstenmal die neu eingeführte Bahnsteigsperre, ein Ding, das in die Länderteile des deutschen Michels vortrefflich paßt.

Kein Volk der Welt läßt sich so gerne einhagen und sich so gerne Zäune um Leib und Geist legen, wie das deutsche.

In einer Zeit, in der man sonst sinnlose

Schranken niederreißt, um der vernünftigen Freiheit überall eine Gasse zu machen, wird jeder Bahnhof und jedes Bahnhöfchen mit eisernen Gittern eingehagt. Warum? Das konnte mir kein Bahnmensch, den ich fragte, richtig sagen. Einer meinte, es geschehe, damit das Publikum, so nicht reise, nicht auf die Bahnsteige komme.

Heilige Einfalt! Als ich in Italien und Sizilien war, kamen die Verwandten und Bekannten der Abreisenden mit Gondeln an die Meerschiffe gefahren, begleiteten dieselben auf die Schiffe und gingen erst wieder fort, wenn der Kapitän das erste Zeichen zur Abfahrt gegeben hatte.

Im Lande Baden, wo man sich so viel zu gut tut auf Fortschritt, Kultur und Kulturkampf, wird jedes Bahnhöfchen, an dem täglich nicht drei Personen ein- und aussteigen, eingepfercht.

Wie muß ein freier Amerikaner lachen, wenn er diese Schranken gegen den gesunden Menschenverstand sieht. In seiner Heimat gibt es nicht einmal Barrieren an den Bahnübergängen; da kann jeder selbst auf dem Bahndamm spazieren gehen, so weit es ihm beliebt. Man überläßt es in diesem Lande jedem, selbst aufzupassen und die

nötige Vorsicht anzuwenden kommenden Bahnzügen gegenüber.

So lernen die Menschen achtgeben und denken. In Deutschland aber, im Lande der Denker, da sind die meisten Leute gewohnt, daß der Staat für sie denkt und Bretter und Stangen und Gitter vorschiebt, damit der Trottel von Untertan, der das Denken nicht gelernt hat, vor Schaden bewahrt bleibt.

Das freie Volk von Amerika würde solche Bahnsteigsperren einfach einreißen, während die guten Deutschen sich Ringe durch die Nase ziehen ließen, wenn die hohe Obrigkeit es so für gut fände.

In Wahrheit, jedes Volk hat nicht bloß die Regierung, die es verdient, sondern auch die Freiheit, deren es würdig ist. —

Ein anderer sagte mir, die Einhagung geschehe, damit die Schaffner nicht mehr an den Wagen herumkratteln und Billette coupieren müßten.

Aber man macht ja diese Gitter auch an der Elztalbahn, wo der Schaffner gar nicht kratteln muß, sondern bequem durch die Wagen gehen kann!

Und auch auf den Hauptbahnen werden diese Wagen immer mehr Mode.

Es ist aber bei den andern Wagen höchst selten ein Schaffner verunglückt. Für den einzelnen Reisenden war dagegen der von Zeit zu Zeit unter der Coupétüre erscheinende Schaffner bei langen Fahrten vielfach ein Trost, eine Hilfe und eine Sicherheit.

Will man aber durch diese Maßregel am Personal sparen, so spart man am unrechten Ort, denn je mehr man an den untern Existenzen spart, um so mehr vermehrt man die Sozialdemokratie.

Und endlich frage ich: Warum werden die Landstraßen nicht eingehagt und keine Bahnwärter angestellt, damit die Automobils der oberen Zehntausend, die mit Schnellzugsgeschwindigkeit daher rasen, nicht Unglück über Unglück anrichten können?

Ich bin der Meinung, daß wir die Bahnsperre bekommen haben, weil sie — ich weiß es nicht gewiß — auch in Preußen eingeführt ist. Die Preußen sind ja in vielen Dingen in Baden Muster und Vorbild, das man ehrfurchtsvoll nachmacht.

Ich fuhr heute doppelt geärgert auf der

Schneckenbahn nach Elzach, wo der Rosselenker Hämmerle mit seinen Braunen stund und uns hinaufführte auf die freie Höhe, auf der Maiblumen aller Art blühten und wohin der geistlose Bureaukratismus noch nicht gedrungen ist.

Wenn dieser schrecklichste der Schrecken es machen könnte, dürften die Winde nur wehen und die Blumen nur blühen mit obrigkeitlicher Erlaubnis, und sie müßten für ihr Gehen und Kommen genaue Polizeistunden und genaue Bahnen einhalten.

Die Blumen und ihre Düfte, die Winde und ihr Rauschen sind aber gottlob frei; nur die Menschen sind Sklaven im Geist und in der Wahrheit, Sklaven ihrer Leidenschaften und Sklaven ihrer Tyrannen und Bureaukraten. —

Auf der Höhe der Wasserscheide zwischen Kinzig und Elz rauschte der Ostwind so fröhlich, dufteten die Föhren so harzig und blühte der Ginster so golden, daß ich den Ärger über die Bahnsteigsperre und über die Dummheit der Menschen und ihren Sklavensinn vergaß.

Angesichts der vielen verschiedenen Blumen, Gräser und Bäume, die auf den kleinen Wald-

parzellen am Wege hin blühten und grünten, kam mir aber auch der Gedanke, wie unsinnig die Lehre der glaubenslosen Wissenschaft ist, wonach alle Dinge aus einer Urzelle sich entwickelt hätten. Schon die ungeheure Verschiedenheit der Pflanzen auf einem kleinen Stückchen Erde spricht laut dagegen.

Gegen den vielen Unsinn, den die sogenannte Wissenschaft unserer Tage auf dem Gebiete der Naturgeschichte und Religion produziert, wäre eine Bahnsteigsperre angezeigt. Aber da gibt es keine. Sie schreien Zeter und Mordio, die höheren und gebildeteren deutschen Michel unserer Tage, wenn man die schrankenlose Forschung angreift. Sie wollen Freiheit für den größten Unsinn, wenn er nur gegen Gott und gegen die Kirche geht, aber Bahnsteigsperre, Schulzwang, Impfzwang, Militärzwang, das alles nehmen sie als selbstverständlich hin. —

In Hofstetten angekommen, erfreute mich der neue Weg zu meinem Grabe, der unmittelbar von „den Schneeballen" aus zu meiner Kapelle führt und fahrbar ist.

Seither mußten die Wagen erst durch den

Dorfbach gezogen werden, wenn sie hinaufsollten, und die Fußgänger hatten nur einen elenden Steg an der Dorfschmiede vorbei.

Im Laufe des Winters wurde mit meiner Unterstützung der neue Weg angelegt, und ich sah ihn heute ernst und respektvoll an, weil ich in Bälde über ihn im Totenbaum werde hinaufgeführt werden in meine Gruft.

Als Fuhrmann, dem ich längst es übertragen, auch mich hinaufzuführen, nachdem er alles Material für Kapelle und Kirchhof hinaufbefördert, hatte ich den Wendel bestimmt, den Roserbur, der mich in den letzten fünfzehn Jahren so oft geführt hat über Berg und Tal.

Heute aber stund ich vor seinem eigenen Grabe; denn vor wenig Wochen haben sie ihn der Erde übergeben.

Mindestens zwölf Jahre jünger als ich, hätte ich nicht geglaubt, daß er vor mir sterben würde.

Noch vor wenig Jahren hat er meinen Bruder, den Sonnenwirt, der in Freiburg in der Klinik gestorben, mit seinen Rossen das Elztal hinauf und in *einer* Nacht heimgeführt.

Jetzt ist auch er im Reiche der Schatten.

Wie oft bin ich mit ihm durch den blühenden Frühling und durch den goldenen Herbst des Kinzigtals gezogen!

Wie oft auf die Heidburg, auf den Hühnersedel, an den blühenden Ufern der Kinzig hinauf und hinab!

Wie oft ist er den Hügel, auf dem Kapelle und Grab sich befinden, hinaufgefahren, bis Wasser, Sand, Steine, Kalk, Holz, Ziegel und Bildwerke oben und Kapelle und Friedhof vollendet waren!

Wie oft sind wir auf den entfernten Höhen im blühenden Ginster gelegen und haben Speck gegessen und Kirschenwasser getrunken, während die Rosse grasten!

Und wie oft saß er in den Tagen des Paradieses abends bei mir in meiner Stube, während ich auf dem Sofa lag und wir zum Zeitvertreib über alles mögliche plauderten!

Obwohl er der Roserbur hieß, blühten ihm keine Rosen im Leben; er kam trotz täglicher Arbeit auf keinen grünen Zweig.

Er war aber allzeit ein Mann des Friedens, lebte friedlich und starb friedlich und ruht nun

wohl auch im Frieden in dem gleichen Grabe, in welchem seine Mutter Staub geworden ist.

Die Schwester dieser Mutter war die Schwiegertochter meines Großvaters, des Eselsbecken. Sie hatte den jüngsten Sohn desselben, den Nepomuk, geheiratet.

Auch ihr blühten keine Rosen, weil der Nepomuk, wie die meisten seines Geschlechtes und Stammes, ein Bruder Leichtsinn gewesen ist.

Ihre Söhne aber schlugen in der Mutter Art, waren brave, fleißige Menschen und leben längst wohlversorgt in Amerika. —

Vom Grabe Wendels weg ging ich hinauf zu meinem Grabe und fand hier zu meiner Freude den Ginster, den der Gärtner im Herbst gesetzt, schon blühend. Auch die Wacholderstauden grünten fröhlich und die jungen Birkenbäume schlugen aus. Nur die Heidenröslein, die zu Hunderten gesetzt worden waren, wollten nicht recht gedeihen, obwohl sie am gleichen Berge geboren sind und da geblüht haben, ehe der Gärtner sie verpflanzte.

Die Pflänzlein mögen eine Ahnung davon haben, daß mir im Leben wenig Rosen blühten,

und drum sollen auch an meinem Grabe keine blühen. —

Die Handwerksmeister waren rasch einig. Sie beschlossen, das Monument mit Glas in eisernen Rahmen zu schützen, sobald der Maler den Schaden ausgebessert habe. Beides soll in den nächsten vierzehn Tagen geschehen. Und dann wird alles fertig und verwahrt sein.

Gar schön macht sich das kleine Laternchen in der Ecke des Friedhofs neben dem Grabmonument. Sein Licht wird an manchem Jahrestag meines Todes leuchten, wenn mein Leib längst Staub geworden ist. —

Ich trug mich einige Zeit mit dem Gedanken, ein Häuschen für einen Eremiten und Wächter hinter den kleinen Friedhof zu setzen.

Ich gab diesen Gedanken aber bald wieder auf, zunächst aus Furcht, der Waldbruder würde samt der Einsiedelei eines Tages staatlicherseits aufgehoben werden, weil einmal ein Unwürdiger oder ein Staatsgefährlicher als solcher da oben funktionieren könnte, und dann tat ich es auch nicht aus Eifersucht.

Die stille Höhe mit ihrem Frieden und mit

ihren Stürmen, mit der aufgehenden Sonne und mit den im Abendlicht glänzenden Wolken, mit der finstern Nacht und mit dem über die Wälder heraufsteigenden Mond und dessen Zauber, mit den Sternen und ihrer Pracht und mit dem Klang der Heimatglocken — diese Höhe soll mir gehören, mir, dem Toten, mir ganz allein. —

Ich werde, wie schon erwähnt, Kapelle und Friedhof im großen und im kleinen durch Stiftungen so zu erhalten suchen, wie ich sie bei meinem Tode hinterlasse.

Aber auch Stiftungen müssen, wie oben schon gesagt, sterben. Unzählige derselben, die im Mittelalter gemacht wurden, sind untergegangen im Sturme von Revolutionen.

Ich hoffe, daß meine Stiftungen wenigstens in der nächstkommenden Revolution, die namentlich mit allem, was Geld und Gut und Besitz heißt, bös umgehen wird — verschont werden.

Die Männer der Revolution werden sich vielleicht erinnern, daß ich allzeit ein guter Demokrat gewesen bin und ein Anwalt der Armen und des gemeinen Volkes und ein Prophet, der vorhergesagt hat, welche Früchte der Same, der von

oben ausgestreut wurde, bringen müsse und bringen werde. —

Aber einmal wird doch die Zeit kommen, wo es keine Stiftungen und keine Kapelle und keinen Kirchhof von mir und für mich mehr gibt. Die Zeit bringt alles um, Völker und Nationen, Königreiche und Weltstädte. Sie wird auch meine Kleinigkeiten in Staub legen, und es werden Jahrhunderte kommen, wo niemand mehr weiß, was da stund und wer da begraben wurde.

Unsterblichkeit gibt es hienieden nirgends.

Himmel und Erde, die Menschen und alle anderen Geschöpfe sind aus dem Nichts erschaffen und kehren ins Nichts zurück, um aus diesem wieder durch Schöpferwort in ein ewiges Dasein gerufen zu werden.

Und *diese* Hoffnung und dieser Glaube allein erleuchtet uns die dunkle Zukunft. —

Der Ostwind pfiff im Sonnenlicht über die Kapelle her, während ich auf der steinernen Bank vor derselben saß und ins Tal hinabschaute.

Diese Granitbank hat, wie ich anderwärts erzählt, die Inschrift: „Quieti ab inquieto“ (Gewidmet der Ruhe von einem Unruhigen).

Ich dachte daran, wie nahe die Zeit sei, wo man die Inschrift dahin ändern könnte: „Gewidmet der Ruhe von einem ganz Ruhigen, d. i. von einem Toten“.

Wie ruhig muß es erst hier oben sein, wenn einmal der Unruhige ganz allein da wohnt in seiner Gruft, wie ruhig zur Nachtzeit — wenn leise der Nachtwind mit den Birkenzweigen spielt, wenn die Mondsichel totenstill über das Tal zieht, wenn das Füchslein unhörbar von den Bergen herunterschleicht und am Gittertor des Friedhofs schnuppert und nur die Eule im nahen Hochwald die Ruhe bisweilen durchbricht mit ihrem Totenruf.

Diese Ruhe kam mir heute unheimlich vor, und ich schritt den Berg hinab, als ob ich ihr entfliehen wollte. Und doch gibt es kein Entfliehen vor ihr.

Jahrhundertelang wird herrschen diese unheimliche Nachtruhe, herrschen über meinem Staube.

„Für heute und für kurze Zeit“, so sagte ich mir im Fortgehen, „kannst du ihr noch entfliehen, aber deine Tage und deine Jahre sind

gezählt. Du gehörst in die Klasse jener Menschen, die bald sterben müssen." —

Ich fuhr um halb sechs Uhr wieder über den Berg zurück.

Wie war die Erde so schön auf der Höhe im Abendsonnenschein eines Maientags!

Wie pures Gold leuchteten die Teppiche der Ginsterblumen, wie Smaragd funkelten die Gräser auf der Heide, wie mit hellgrünem Licht überzogen flimmerten die Zweige der Föhren, und ringsum kämpfte auf zahllosen Waldkuppen die Sonne mit den abendlichen Schatten.

Ich aber mußte mir bei all diesem Zauber der Natur sagen: „Du kommst eben von deinem Grab, wohin du bald für immer zurückkehrst, um dann diesen Zauber nie mehr zu sehen, so lange diese Sonne über diese Erde geht."

Und es tat mir wehe, in der Seele wehe, so weltschmerzlich ich sonst bin und so sehr ich oft den Tod wünsche. Ich hätte weinen mögen. —

Nicht wehe wird es mir tun, wenn ich einmal nicht mehr auf der Elztalbahn fahren muß; denn diese hat mich heute abend wieder mehr denn je aufgeregt durch ihre Langsamkeit.

Ich möchte den Bürgern von Waldkirch, wo dieser schreckliche Zug heute abend noch zehn Minuten anhielt, nachdem alles aus- und eingestiegen war, anhielt lediglich zum Zeichen, daß der badische Untertan auf einer Sekundärbahn fährt — ich möchte den Bürgern des Städtchens vorschlagen, ihren Ort in Wartkirch umzutaufen.

Dieser Name paßte vortrefflich zu der Elztalbahn.

Ich beschloß aber heute abend feierlich, daß nicht einmal mein Leichnam auf dieser Bahn zu seiner Ruhestätte transportiert werden darf. Ich glaube, ich würde mich im Sarge umdrehen vor Ärger, und es ginge mir auf dieser Trottelbahn zu langsam selbst dem Grabe zu.

Auf der Bahn über Offenburg will ich als toter Mann geführt werden und mit der Schwarzwaldbahn landen in Hasle. Hier sollen sie mich ausladen und als toten Mann an meinem Elternhaus vorüberführen zur ewigen Ruhe.

Ich will tot nochmals da ankehren, wo ich lebend die glücklichsten Zeiten zugebracht habe, und ich will tot durch die Straßen geführt werden, durch die einst mein Kinderhimmel gezogen ist.

Und dann sollen sie mich prunklos einbetten auf dem stillen Hügel unter dem Gebet des frommen Landvolks: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!“ —



